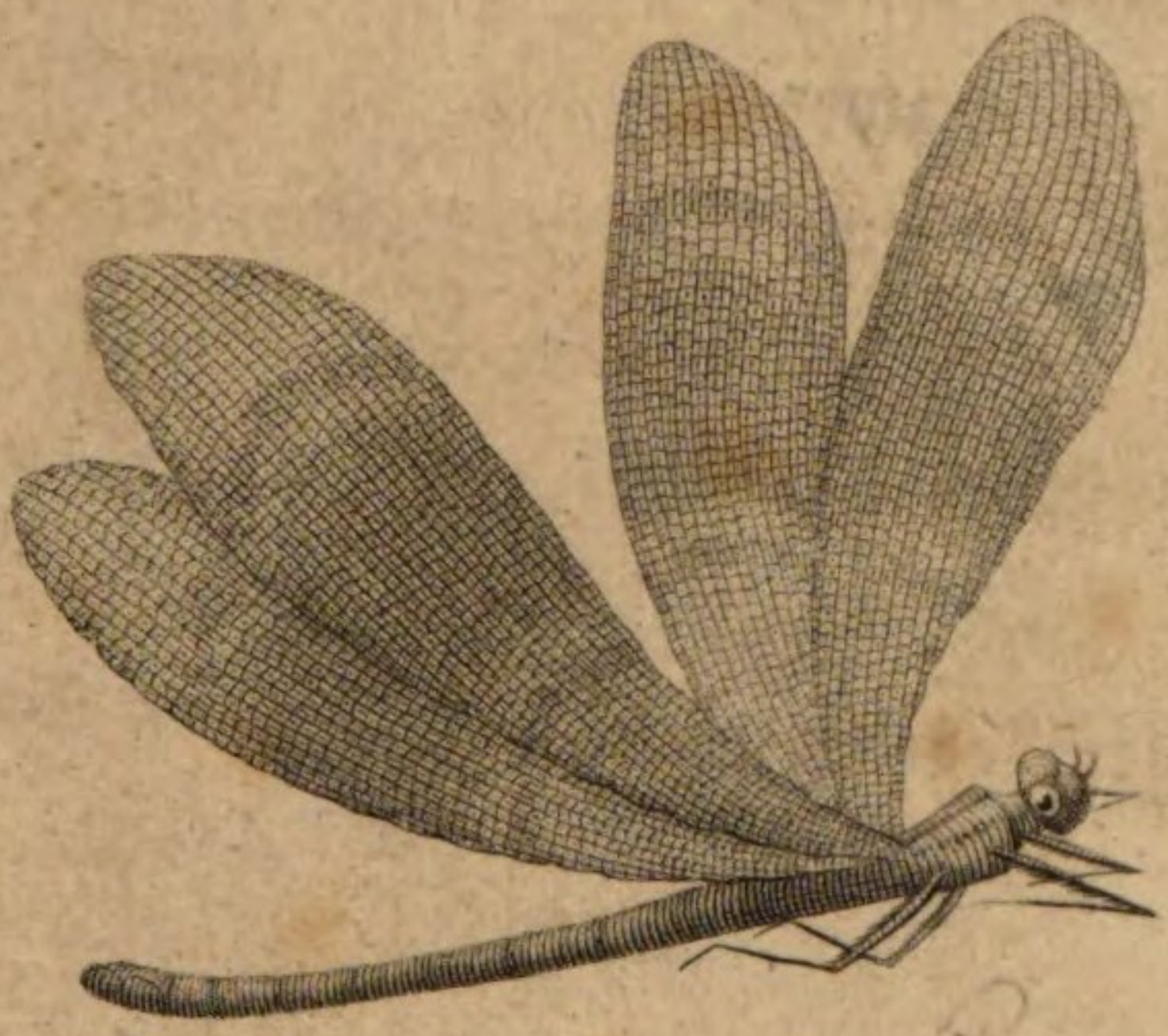
V.O. Sem. 399 ht

Fiche

Libellen

von dem Verfasser

des pythagoraeischen Bundes.



FRANKFURT a/M

bey Ferdinand Boselli

1814.

P - o - Gesm. 399 Int

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinen

verehrten Freunden

dem

Herrn Hofrath Andre

Herrn Kaufmann Ewald dem älteren

Herrn Kaufmann Gölzenleuchter

und

Herrn Hofrath Meyer

in Offenbach

mit dankbarer Erinnerung an die frohen, in ihrer Mitte zugebrachten Stunden geweiht

von dem

Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Die Libelle 1

Erzählungen.

Menschenwerth 5

Die Töchter der Natur 43

Die Reise in das Irrenhaus 55

Sesostris oder das schönste Fest 73

Ferdinand und Zaide 93

Beitrag zur Geschichte der Barbarei am Abend des achtzehnten Jahrhunderts. Aktenmäßige Geschichte 121

Zwei Geistergeschichten.

Das Zauberschloß. Ein Spiegel für Jungfrauen 135

Seite

Das Vermächtniß ; ; ; ; ; ; ; ; 161

Die drei Lehren ; ; ; ; ; ; ; ; ; 179

Gedichte.

Das neue Jahr. Ein Gesicht ; ; ; ; ; ; 105

Poetische Epistel ; ; ; ; ; ; ; ; ; 212

Auf Pfeffels Bild ; ; ; ; ; ; ; ; ; 217

Blumenlied ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; 217

Die Begrüßung. Bruchstück eines didaktischen Gedichts: Frankfurt ; ; ; ; ; ; 219

Lebensgenuß ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; 230

Devisen an Lidia ; ; ; ; ; ; ; ; ; 232

Huldigung ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; 234

Charaden und Logogryphe ; ; ; ; ; ; 235

Die Libelle.*

An den Leser.

Siehst du jene schillernde Libelle,
Wie sie gaukelt um die Silberwelle,
Wie sie flattert an des Baches Rand?
Kaum erblickt, ist sie auch schon verschwunden,
Hat sich mit den Blumen dort verbunden,
Taucht sich in der Quelle Schimmerband.

---

* Wasserjungfrau, Wassernymphe, (Libellula nach Linné). Das bekannte geflügelte golden und grün schillernde Insekt, welches auf Blüthen in der Nähe von Quellen und Bächen am häufigsten gefunden wird.

Sorglos wiegt sie sich auf jungen Rosen
Um dann schnell mit Lilien zu kosen,
Saugt vom Veilchenblatt den Morgenthau
Und berauscht vom Geist der Blumendüfte,
Schwingt sie kühn sich in gewürzte Lüfte
Und — verschwindet in des Himmels Blau.

Sieh im Bilde, was wir freundlich bieten;
Die Erscheinung soll dich nicht ermüden,
Soll dich nur erheitern und erfreun;
Soll dir dann, hast du sie froh genossen,
Hat dein Sinn, dem ihren sich erschlossen,
Schnell entschwinden und — vergessen seyn.

Menschenwerth.

Schon brach der Abend herein und röthete die Marmorbilder des Künstlers Melonion. Er lebte zu Byzanz unter der Herrschaft des zehnten Konstantins, und genoß als Mensch und Künstler die besondere Achtung der großen Kaiserstadt.

Seine Werkstätte stand jedem Freunde der Kunst offen; er achtete es darum Anfangs nicht, als ein Greis im Silberhaare, gebückt unter der Last der Jahre eintrat und die vollendeten Meisterwerke betrachtete. Doch fiel ihm bald der edle Anstand des Alten, vereint mit den kurzen aber treffenden Urtheilen

über seine Kunstwerke auf. Durch ein sonderbares Ohngefähr traf es sich, daß diese gerade die berühmtesten Feldherrn des Zeitalters darstellten. Die Kriege mit den Arabern, welche stets nur vom Waffenstillstande unterbrochen, aber nie durch bleibenden Frieden geendigt wurden, gaben reiche Veranlassung, die Tapfern auszuzeichnen und sie in Erz und Marmor zu verewigen. Diese Unsterblichkeit seinen Treuen zu sichern, war Konstantins eifrigste Sorge. Sein Werkzeug war Melonion.

Dem Greis entging die auffallende Aehnlichkeit der Büsten mit den Originalen nicht und er wendete sich nach geendigtem Ueberblick zu dem Künstler.

Deine herrlichen Werke, welche ich hier erblicke, sind alle nur Helden geweiht. Wie kommt das? hast du vielleicht nur ihnen deine Kunst gelobt? Du irrest, erwiederte Melonion; ich liebe die Menschen, meine

Brüder zu sehr, um Helden allein zu verewigen. Daß du meine Werkstätte mit ihnen erfüllt schauest, ist Sache des Zufalls und Berufs, nicht Vorliebe für sie und ihre Thaten. Sieh hier, diese Büste des Sokrates, dort, jene des Plato und fühle, daß ich auch wissenschaftlichen Köpfen meine Kunst und meine Huldigung weihe. Heil dem Künstler! antwortete ihm der Greis, der nicht nur Kunstfertigkeit, sondern auch Seele besitzt. Du würdest also, fuhr er fort, dem Treuen, Redlichen, unter welcher Form ihn auch das Schicksal auftreten ließ, willig deinen Meisel widmen?

Sobald er treu und redlich war, wie gern! erwiederte Melonion. O! das war er, rief der Greis mit glänzenden Augen aus; du und ich vermögen es nicht im höheren Grade zu seyn. Und der Preis, Künstler! fuhr er mit steigender Wärme fort, den du auf ein Denkmal von deiner Hand setzest?

Melonion forderte zwey tausend Goldstücke. Viel, sehr viel, sprach der Fremde, aber doch nicht mehr, als sein Denkmal werth ist.

Aber von wem sprichst du denn eigentlich? fragte jetzt verwundert Melonion. Ehe ich dir hierauf antworten kann, bemerkte der Greis, nur noch die einzige Frage an Dich: würdest du auch wohl ein anderes Wesen ausser dem Menschen, deiner Kunst würdig achten, sobald sein Leben nur Bewunderung und Liebe verdient?

Des Künstlers Verwirrung mehrte sich. Ein Geschöpf von anderer Art, als der Mensch! wen meynst du? Meinen Hund, erwiederte schmerzlich lächelnd der Greis. Melonion fuhr bey diesen Worten betreten zusammen, blickte mit sonderbarer Verlegenheit jetzt auf den Fremdling, dann auf dessen dürftige Kleidung, zuletzt auf den Boden, als suche er das wunderbare Geschöpf,

von dem die Rede war. Gleichwohl flößte ihm der edle Anstand des Greises und seine einsichtsvollen Urtheile zu viel Ehrfurcht ein, um jene Antwort für Spott oder Narrheit zu halten. Melonion schwieg einige Augenblicke, dann fragte er: ist dein Antrag Scherz oder Ernst? Heiliger Ernst, antwortete der Greis. Hast du ihn auch gehörig überlegt? — Reiflich! Auch die Unkosten welche damit verbunden sind? Auch diese! Und die Gewißheit, daß ich diese Arbeit, wenn ich sie anfinge, nicht fruchtlos unternähme?

Dafür soll dieser Stein dir bürgen. Hier zog der Greis einen Ring von sonderbarer Gestalt aus der Falte seines Kleides. Gegenwärtig war es mehr die Fassung eines Ringes, aber die Größe der leer gewordenen Fächer zeugte von seinem ehemaligen hohen Werthe, mehr noch die beiden letzten übrig gebliebenen Steine. Melonion, ein Kenner,

bewunderte in ihnen einen seltnen Schatz. Solche Steine konnte kein Mann von niederem, auch nur gewöhnlichem Stande besitzen.

Fremdling! rief Melonion nach einem langen durchdringenden Blick auf den Greis, ich beschwöre dich, mir zu sagen, wer du bist und was du von mir begehrst?

Meinen Wunsch kennst du, entgegnete dieser, meinen Stand dir zu entdecken, wäre bedenklicher. Doch es sey, aber zuvor schwöre mir, keinem Sterblichen das zu eröffnen, was du jetzt von mir erfährst.

Ich will es, rief Melonion mit gespannter Erwartung, obgleich schon mein Ruf dich überzeugen sollte. Nicht dein Ruf, der Blick auf deine Augen, deine Züge. Laß uns in ein einsames Gemach treten, um ungestöhrt deine Bitte gewähren zu können.

Melonion schloß seine Werkstätte, führte den Greis in ein stilles Gemach, setzte ihm

einige Erfrischungen vor und lud ihn dann ein, seine Erzählung anzufangen.

Mein Vater, begann der Fremde, war König von Indostan; ich Melai, sein älte: ster Sohn und der ungestöhrte, glückliche Erbe seines Thrones und seiner Schätze.

Schon hier wollte Melonion voll Stau: nen und Ehrfurcht seinen Sitz verlassen, aber lächelnd hielt ihn der Greis zurück, indem er sprach: ruhig mein Freund! Für: stenloos ist nicht beneidenswerth, sein Gehalt besteht darin: im Glück geschmeichelt, im Unglück verachtet, nach dem Tode getadelt und nur von wenigen Bessern erkannt und bemitleidet zu werden; möchtest du zu die: sen letzteren gehören!

Mein Vater, fuhr Melai fort, war ein Held, das Schrecken der Nachbarn, die Furcht der Unterthanen. Meine Neigungen waren den seinigen gerade entgegengesetzt.

Mein Ziel, im Schooſe des Friedens mein Volk zu beglücken.

Er ſtarb; wenige Augenblicke vor ſeinem Tode ließ er mich noch einmal an ſein Lager rufen, zog dieſen Ring, das köſtlichſte Kleinod ſeines Schatzes vom Finger und ſprach in gebrochenen Worten zu mir: mit dieſem Ringe empfange die Herrſchaft über mein Reich; möchteſt du nie in Gefahr gerathen, daſſelbe zu verlieren. Allein, deine Neigungen machen mich beſorgt um deine Zukunft. Du biſt zum friedlichen Unterthan, aber nicht zum Herrſcher eines großen Reichs geboren. Wehe dir, wenn deine Völker deine Schwäche errathen, du wäreſt verlohren. Verſprich mir wenigſtens, nie dieſen Ring, deſſen Werth dir überall eine anſtändige Exiſtenz verſchafft, abzulegen. Ich verſprach es, er verſchied.

Meine Regierung begann mit Wohlthaten, wurde mit Preis und Jubel vergolten.

Mein Name ward denen des Titus und Mark Aurel angereiht. Man verglich mich in schmeichlerischen Oden mit der Gottheit. War das Bedürfnis der Poeten recht hoch gestiegen, so stand mein Name dem Namen der Götter voran.

Ich milderte indessen die Abgaben des Staates, erkaufte den Frieden selbst mit Opfern und wachte im strengsten Sinne oft für die Wohlfahrt meines schlummernden Volkes. Noch bey dem Leben meines Vaters, ward mir von der Geliebten meines Herzens ein Sohn. Sie starb an den Folgen ihrer Entbindung. Die Liebe zur Mutter erbte auf das Kind fort. Mit ihrem Tode entsagte ich den Freuden des Genusses, so viele deren mir auch mein Harem versprach. Doch nicht immer blieb ich diesem Vorsatze treu. Einst warf sich vor den Stufen meines Thrones ein Mädchen nieder, wie ich noch keins erblickt hatte. Dem

Himmel entflohen, schien sie sich zur Erde gewendet zu haben, um die Sterblichen durch ihre Nähe zu beglücken. Bilde dir ein Ideal der vollkommensten Schönheit und du bleibst dennoch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Ich gewährte im Stillen, ehe der Wohllaut ihrer Stimme noch mein Ohr bezauberte. Sie klagte einen Oheim an, der sie an einen reichen, aber boshaften, dabey alten und misgestalteten Lüstling verkuppeln wollte.

Als ich ihr Gesuch erfüllt hatte, wendete sie sich züchtig von mir ab, um sich zu entfernen. Da rief ich sie zurück und redete sie also an: ich habe dich frey gesprochen, reizende Maya! wie die Gerechtigkeit es fordert; jetzt aber auch eine Bitte deines Königs an dich, bey deren Erfüllung oder Nichterfüllung dich jedoch durchaus nicht Dankbarkeit, sondern nur dein Gefühl leiten soll.

Würdest du wohl die erste Stelle in meinem Harem einnehmen?

Hoher Purpur goß sich bey diesen Worten auf ihre Wangen. Mein Monarch gebietet über mich, stammelte sie leise. Wenn ich aber nicht gebieten, nur wünschen wollte? erwiederte ich. Auch deine Wünsche, Herr! sind Befehle für deine Sclavin, entgegnete sie mit einem Blick, der mir den Himmel erschloß. Sie ward mein und herrschte allein in meinem Herzen; meinen Harem entließ ich. Einst wurde ein Mann vor das Gericht gebracht, dem man meuchelmörderische Absichten auf seinen Neffen Schuld gab. Sein Vertheidiger war — sonderbar genug — gerade dieser Neffe. Er widerlegte die Kläger so warm durch Schilderung der unzähligen Wohlthaten, die ihm sein Oheim erwiesen habe, führte die Sache des Beklagten mit solchem Feuereifer, bewies so viel Geist, Beredsamkeit und Kenntnisse, verbunden mit der edelsten Menschlichkeit, daß er mein Herz völlig gewann.

Ich erhob ihn aus seiner Niedrigkeit, lies seinen Fähigkeiten noch durch wissenschaftliche Bildung Reife geben und vertraute ihm dann nach einander die wichtigsten Staatsämter an. In jedem Fache war er brauchbar; überdies von solcher Treue und unerschütterlicher Redlichkeit, daß ich ihn zuletzt zu meinem ersten Veziere erklärte.

Mein Sohn wuchs indessen heran und war der schönste Jüngling meines Reiches, der gewandteste in allen männlichen und kriegerischen Uebungen. In diesem Körper wohnte eine, seiner, würdige Seele. Aus mehreren kleinen Feldzügen gegen benachbarte Rebellen kehrte er ruhmbedeckt zurück und dennoch blieb er der anspruchlose, bescheidene Jüngling, der gehorsame Sohn, wie zuvor.

Wer, o Künstler! hätte mich nicht nach allen diesen Ereignissen, für den beneidenswerthesten Sterblichen, wer mein Glück nicht für unerschütterlich halten sollen? Ein

Weib, so schön und gut! Einen Vezier so weise und geprüft; beide mit desto stärkeren Banden an mich gefesselt, je tiefer ich sie fand und je höher ich sie hob. Einen Thronfolger, der meinen Tod weit mehr zu fürchten, wie zu wünschen schien, geschmückt mit den edelsten Tugenden; ein Volk das mich anbetete! Ruhe von Aussen, Wohlstand von Innen, in des Lebens schönster Mitte, blühend und kräftig, wie ich war und dies alles noch mit dem höchsten Gut, mit einem schuldlosen Gewissen vereinigt!

Wie gränzenlos glücklich war ich damals! Wie nutzlos schien mir des sterbenden Vaters Warnung und sein letztes Geschenk zu seyn; aber ach, wie nöthig ward es mir bald!

Zwar liebte ich mit der innigsten Gluth der Leidenschaft, kannte jedoch die Zerstöhrerin, jeder Seligkeit, die Eifersucht nicht. Maya war Herrscherin meines Herzens, aber auch, so sehr mir Gesetz und Sitte

das Gegentheil verstattet hätten, Herrin ihrer Freiheit. An mehreren kleinen Festlichkeiten, welche durch unsere Liebe gewürzt wurden, vergönnte ich meinen Vertrauten Theil zu nehmen, unter ihnen war mein Vezier der erste und erhielt dann zwischen mir und Maya seinen Platz. Ich Thor! hätte ich nicht aus eigener Erfahrung wissen sollen, daß sie sehen und lieben, unzertrennlich sey?

Mir schien es nachher, als ob Ebn Machmud, der Name meines Veziers, Anfangs im Bewußtseyn dessen, was er mir schuldig war, gegen seine Neigung angekämpft habe, aber nur zu schnell verschlang diese furchtbare Leidenschaft, Dankgefühl und Treue. Ebn Machmud konnte sich, so lang ich den Thron von Indostan mein nannte, nicht mit der Hoffnung von Mayas Besitz schmeicheln; er sann also von jetzt an dar-

auf, mich zu stürzen und sich selbst zum Herrscher jenes Reichs zu erheben.

Vor allem strebte er, sich einen Anhang unter dem Volke zu werben und es gelang ihm nur allzusehr. Denn so treu mir die Friedlichen meiner Nation ergeben schienen, so waren doch diese gerade die unbedeutensten zur Zeit der Noth. Entgegen stand mir zwar die kleinste aber furchtbarste Parthei meines Volkes, die Parthei der Krieger. Meine friedliche Herrschaft entzog ihnen Ruhm, Beförderung und Beute, welches Alles ihnen so reichlich unter dem Scepter meines Vaters zu Theil geworden war.

Ihr Misvergnügen entging den Blicken meines Veziers nicht, er wiegelte sie auf: Krieg und höheren Sold zu fordern; mich überredete er, beides ihnen hartnäckig zu versagen.

Kaum hatte ich jedoch fest und klar meinen Entschluß ausgesprochen, als er an ihrer

Spitze stand und im Tone des Rebellen zu mir sprach. Empört über die Handlungsweise des Treulosen mußte ich in das schrecklichste aller Ereignisse, in einen Bürgerkrieg willigen. Meine Unterthanen sammelten sich um mich her, mein Sohn erhielt die Feldherrnstelle. Er siegte zweimal; in der dritten Schlacht fiel er. Sein Leichnam wurde unter dem Wehklagen der Krieger in mein Zelt gebracht. Verzweiflungsvoll stürzte ich auf ihn, strebte ihn zu erwärmen und mußte von den Umstehenden gewaltsam entfernt werden. Da brachte mir ein vertrauter Sclave des Erblichenen ein Paket aus seinem Nachlasse. Es enthielt Briefschaften welche unläugbar bewiesen, daß Ebn Machmud sogar meinen Sohn in sein Netz gezogen hatte, indem er ihm vorspiegelte, Maya suche seinen Untergang, um ihre Kinder auf Indostans Thron zu erheben. Nur über die Theilung meiner Provinzen waren mein Sohn

und mein Vezier noch nicht einig; der erstere hatte die Schlacht, welche ihm den Tod brachte, nur gezwungen durch sein Heer geliefert und war gegen Ebn Machmuds ausdrücklichen Befehl, durch die Unwissenheit eines feindlichen Soldaten gefallen.

Hatte die Treulosigkeit meines Günstlings mich schon aufs Empfindlichste verletzt, wie sehr mußte mich jetzt nicht ungleich schrecklicher der Tod und die Schuld meines eigenen Sohnes verwunden!

Ich nahm nun selbst den Feldherrnstab. Mein Volk jauchzte, schwur, mir zu folgen bis in den Tod und abermals übertraf meine Macht die der Aufrührer bey weitem. Das nächste Treffen mußte entscheidend werden.

Die Heere trafen sich bald, denn mich beflügelte die Rache, Ebn Machmud die Liebe. Im Hochgefühl meiner guten Sache drang ich an der Spitze meines rechten Flügels in die Feinde, den linken führte ein erprobter

Krieger, der einst von meinem Vater zum Tode verurtheilt, von mir aber errettet worden war. Dem Racheengel gleich stürzte ich Alles vor mir nieder; kaum sahen mich meine treulosen Unterthanen, so flohen sie; das feindliche Heer wich in regelloser Verwirrung. Jetzt war die Schlacht im heftigsten Wüthen, der Sieg schon in meinen Händen; da ging jener Feldherr, der mir sein Leben dankte, bestochen von glänzenden Verheissungen, zum Feinde über, mit ihm der Theil des Heeres, welchen er führte. Nun wandte sich Ebn Machmud, der alles vorbereitet hatte, gleich dem Sturmwinde mit dem flüchtigsten Theile seiner Reiterei, fiel meine siegenden Truppen von der Seite an und erdrückte die Staunenden durch seine überlegenen Massen. Meine Armee ward geschlagen und ich in weniger als einer Stunde von der höchsten Stufe menschlicher Größe in den Staub gestürzt.

Mit dem Blick und Ton der Verzweiflung floh ich in Mayas Zelt, rief ihr zu, ihre Kleinodien zu sammeln, sich aufs schnellste Roß zu setzen und mir in die nahe gelegne Feste zu folgen.

Mit einer, mir damals unbegreiflichen Ruhe, erwiederte die Elende mein Ansuchen durch den Rath, mich dem Sieger zu unterwerfen und erbot sich, sein Mitleid zu erflehen, erbot sich — — erlasse mir's Melonion! dir zu sagen, zu was sich die Verworfene erbot. Es sey genug, daß ich auch sie treulos und als Verrätherin erkannte. Hier vermochte ich indessen meiner Wuth keine Gränzen mehr zu setzen, ich zückte den Dolch, um die Schändliche zu durchbohren. Sie rief um Hülfe; mehrere Anführer meines Heeres drangen in das Zelt und jetzt erkannte ich zum erstenmal die Verwandlung, welche mit mir vorgegangen war. Noch vor wenigen Stunden, wäre der, gegen den sich

mein Arm erhoben hätte, von tausend Schwerdtern zugleich durchbohrt worden; jetzt fiel man mir in den Arm, entfernte die Treulose und entwand mir das Eisen. Zwar schien dies Benehmen meiner Untergebenen, ein Zureden der Besänftigung zu seyn, noch hatte Alles zwar, was sie begannen, die Form der Unterwerfung, die Miene der Ehrfurcht; allein deutlich erkannte ich durch diesen Schein, die traurige Wahrheit. Ich konnte auf Niemand mehr zählen. Indessen meldeten mir Boten über Boten die völlige Flucht meines Heeres und Ebn Machmuds schnelle Annäherung. Ich warf mich auf mein edelstes Roß. Wer mich liebt, der folge mir, rief ich den verlegenen Kriegern zu. Aus meinem ganzen Heere, das noch an Siebenzig tausend zählte, begleiteten mich ohngefähr fünfzig. Die Feste, in welche ich flüchten wollte, war eine starke Tagreise weit entfernt. Ein Wald lag dazwischen, die

Nacht brach herein. Wir ritten, als ob die Feinde uns schon an den Fersen wären; die Mitternacht war vorhanden, unsere Pferde vermochten nicht weiter, wir mußten Halt machen. Noch einmal überblickte ich hier meine Geführten, ach! und aus fünfzig waren zehn geworden. Müdigkeit und Reue hatten die übrigen zurückgehalten. Ich lachte laut bey diesem Anblick, aber dieses Lachen zerriß mir selbst die Seele; stumm, warf ich mich ins Gras. Um mich her lagerten meine Begleiter. Gram und Sorge, Rache und Lebenshaß wüthete jetzt in meinem Inneren, doch die Natur ist stärker als alle Leidenschaften. Ermattung und Hunger schlossen meine Augen. Mit dem Beginnen des Tages erwachte ich, sprang auf, blickte um mich her und sah Niemand. Alle meine Begleiter waren entflohen. Nur mein Hund lag zu meinen Füßen, in einiger Entfernung weidete mein Pferd. — — Hier hielt der

Greis einige Augenblicke mit seiner Erzählung ein, schöpfte Athem und fuhr dann mit erheitertem Antlitz fort.

Wohl mir, daß ich so weit mit der Schilderung meines Geschickes und seiner Schöpfer bin; laß uns die Elenden vergessen, um zu einem Wesen besserer Art, zu meinem Hunde über zu gehen. Vernimm also Folgendes von ihm. Unter allen Arten der Jagd, liebte ich die Tigerjagd am meisten, da sie mir die zuträglichste für das Wohl meiner Unterthanen schien. Auf einer dieser Jagden erblickte ich einen jungen aber sehr muthigen Hund, halb zerfleischt in seinem Blute. Der Hund hatte einen großen Tiger in demselben Augenblicke getödtet, als dieser ihn zu erwürgen im Begriffe war. Das winselnde Thier jammerte, ich gab Befehl es aufzuheben und goß Tropfen meines trefflichen Balsams, den ich gegen gewaltsame Verletzungen stets bey mir führte, in

seine Wunden. Unter den Schmerzen, die sichtbar abnahmen, leckte das dankbare Thier schmeichelnd meine Hand. Der Hund genas. Sobald er völlig wieder hergestellt war, brachte man ihn zu mir. Er kannte mich und als wüßte er, daß ich der Retter seines Lebens gewesen wäre, liebkoßte er mich mit ausgelassener Freude und verließ mich von diesem Augenblicke an, nie wieder. Am Tage mein Gefährte, des Nachts mein Wächter, folgte er mir überall, ins Lager und selbst auf die Flucht. Ihn allein fand ich noch bey mir, als alle mich verlassen hatten, die nur fliehen konnten.

Halte es nicht meiner unwerth, wenn ich dir hier offen gestehe, der ehemalige Herrscher Indostans schloß jetzt mit Thränen im Blick den einzigen ihm treu gebliebenen Freund brünstig in seine Arme. Dann schwang ich mich auf mein Roß und verfolgte meine Flucht; doch war mein Streben nicht mehr,

die Feste zu erreichen. Mein Gefühl sagte mir's deutlich, daß ihre Thore sich mir nicht mehr erschließen würden. Es scheint unglaublich, daß ich einzelner Flüchtling unerkannt durch das Getümmel des Aufruhrs kommen konnte; allein mich schützte ein schlechtes Kleid, ein einfacher Turban und vor allem die Hand dessen, der Gerechtigkeit lohnend und strafend über die Sterblichen übt. Mein Plan war, unerkannt bis nach Persien vorzudringen, und ich mochte ohngefähr noch zwanzig Meilen von der Gränze entfernt seyn, als ich einst des Nachts in einem einsam stehenden Landhause um Herberge ansuchte und sie erhielt.

Ich saß am Tische und verzehrte mein einfaches Nachtmal in der Mitte zweier betagten Landleute, als raschen Schrittes ein junger Krieger eintrat, welcher so eben von dem letzten Feldzuge heimkehrte und mit lautem Jubel von den entzückten Eltern

begrüßt wurde. Bald nach den ersten Umarmungen des Wiedersehens mußte der junge Held von seinen Thaten erzählen. Man erkundigte sich, wessen Parthei er angehöre, wo der neue Monarch sich befände, wie es dem alten erginge? und dergleichen Fragen mehr. Der Jüngling hatte sich unter denen befunden, welche während der Schlacht zu Ebn Machmud übergegangen waren; er pries die Milde des neuen Fürsten und nannte einen ungeheueren Preis, der auf meinen Kopf gesetzt sey. Du wirst fühlen, welche Empfindungen während dieser Erzählung in meiner Seele wogten.

Ich hatte indessen gleich Anfangs meinen Platz so genommen, daß ich im Schatten saß; nur mit Anstrengung konnte deshalb der junge Krieger mir ins Angesicht schauen und auch da war es schwer, meine Züge zu unterscheiden. Er betrachtete mich jedoch aufmerksam, sprach dann einige leise

Worte mit seinem Vater, unter denen ich nur das eine: »verdächtig« verstand. Bald darauf verließ er das Zimmer. Mehr bedurfte er nicht, um mich besorgt für meine Sicherheit zu machen. Ich stellte mich daher, als ob ich mich zur Ruhe begeben wollte, ergriff aber einen Vorwand, um noch einmal hinauszugehen, eilte in den Garten, schwang mich über die Mauer auf mein Roß, das ich an der Pforte angebunden hatte und eilte davon.

Kaum war ich einige hundert Schritte entfernt, so schlug Murkim, mein treuer Hund an, ich blickte hinter mich und sah beim Schimmer des Mondes einige weisse Punkte, die sich mir zu nähern schienen. Es waren Männer, welche mich zu erreichen strebten. Ich verdoppelte die Schnelligkeit meines Pferdes, vermied die Landstraßen, wählte unwegsame Gegenden und befand mich mit Anbruch des Tages in einer unabsehbaren

Sandwüste. Ich ritt immer weiter, aber bald sendete die Sonne glühenden Brand herab und als sie über meiner Scheitel stand, da sank mein Roß ermattet nieder. Ich trieb es an, sich aufzurichten, doch vergebens!

Auch du verlässest mich, treues Thier! rief ich aus, indem ich ihm Gurt und Zügel lößte: doch schwand bei dir der Wille nicht früher als die Kraft und auch hier beschämst du die Treulosen, die mich umgaben. Was hätte ich nicht darum gegeben, die Kräfte des armen Thieres wieder herzustellen! Mit Thränen schied ich von ihm und setzte von jetzt an meine Reise zu Fuß fort. Doch waren am Ende des dritten Tages meine Kräfte erschöpft, die Wüste aber noch nicht zu Ende. Jetzt ging die Sonne unter; kein Gesang der Vögel, kein Jubel lebendiger Wesen feierte dieses große Schauspiel; in der ganzen Schöpfung um mich her lebte nichts ausser mir als — mein Hund.

Kein Abendroth säumte den Horizont, denn die Luft war dunstlos, kein Thau befeuchtete die Erde, denn alles umher war verbrannter Sand. Traurig warf ich mich an einem dieser Sandhügel nieder und sprach zu meinem Hunde, der sich an meine Seite schmiegte: hier laß uns ruhen und schlummern den ewigen Schlaf. Murkim sah mich bey diesen Worten wedelnd an und winmerte. Auch er hatte den ganzen Tag über noch nichts genossen. Meinen letzten Bissen hatte ich am verflossenen Abend treu mit ihm getheilt. Weinend bog ich mich jetzt über ihn, drückte ihn an mich und rief: wie gern würde ich abermals mit dir theilen, besässe ich nur selbst Etwas! Als verstünde Murkim diese Worte, so blickte er mich jetzt an, wedelte noch einmal, sprang schnell auf und eilte davon.

Du hast Gefühl, Melonion! darum wird es dich nicht wundern, wenn ich dir

sage, daß unter allen Unfällen, mich diese Flucht am härtesten ergriff, daß ich ihr unterlag. Auch du endlich! rief ich aus; mein Gefühl betäubte mich, ich sank bewußtlos zur Erde. Wie lange ich mich in diesem Zustande befand, kann ich nicht genau bestimmen, doch mußte er mehrere Stunden angehalten haben, denn schon war der Tag wieder angebrochen, als ein Winseln und Zupfen mich weckte. Mühsam schlug ich meine Augen auf und erblickte, o der Wonne! meinen zurückgekehrten Freund. Er war mit Blut befleckt und zu meinen Füßen lag ein Thier unbekannter Art, einem Kaninchen nicht unähnlich. Als Murkim sah, daß ich erwacht war, faßte er das Wild mit den Zähnen, sprang auf mich zu und legte es wedelnd in meinen Schoos. Ich ward hierdurch vom Hungertode errettet.

Freilich war das, was er mir darbot, kein königliches Mahl, aber keins von allen,

welche ich ehemals im Glanze meines vori-
gen Standes genoß, hatte so köstlich mir
gedünkt, mich so kräftig erquickt, als diese
wenigen rohen Bissen. Neu gestärkt setzte
ich jetzt meine Wanderung fort, sah mich
am Nachmittage auf einer etwas betretenen
Straße, am Abend auf Persischem Grund
und Boden und mit dem nächsten Morgen
in einem kleinen Städtchen. Das wenige
Gold, welches ich noch besaß, war hinreichend,
mich durch Anschaffung anderer Kleider noch
unkenntlicher zu machen und durch kräftige
Nahrungsmittel mich wieder zu erholen. So
lebte ich einige Wochen verborgen in der
Hütte eines Taglöhners. Nach Ispahan,
der Hauptstadt Persiens beschloß ich jetzt zu
reisen. Doch war dies ohne Geld unmöglich.
Mit vieler Mühe brach ich deshalb den er-
sten Stein aus dem väterlichen Ring. Das,
was ich dafür erhielt, setzte mich in den
Stand, mich nebst einem Kameel, das mich

trug und meinem treuen Murkim, einer Karavane, welche dahin abging, anzuschließen. Ich hatte das Aeussere und den Ton eines Kaufmanns angenommen und wurde darum unter der Menschenmenge kaum bemerkt.

Als wir in der unermeßlichen Stadt ankamen, erblickten wir ein ungewöhnliches Getümmel. Alle Straßen waren mit Menschen erfüllt. Wir fragten, doch ehe man uns noch die Ursache dieser Erscheinung erklären konnte, wogte die Menschenmasse stärker und ich sah — was noch jetzt mich in der Erinnerung mit Schaudern erfüllt.

Der Gesandte meines Nachfolgers, des Räubers meines Throns, hielt seinen Einzug in Ispahan. Dieser Gesandte war einst einer meiner vertrautesten Lieblinge, hatte mir oft beim fröhlichen Mahle unerschütterliche Treue bey allen Stürmen des Geschicks geschworen und jetzt trug ihn mein weisser Leibelephant und der Zweck seiner

Sendung war — meine Auslieferung von dem Persischen Hofe zu verlangen, da man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthete, ich habe dieses Land zu meinem Zufluchtsorte erwählt.

Einst hatte ich Persiens König, bey einem gefährlichen Aufstande, durch Hülfstruppen, auf dem Thron erhalten; er dankte mir Reich und Leben; mein Lohn dafür war, daß er jetzt, um sich den Sieger zu verbinden, durch öffentlichen Ausruf an allen Strassenecken Ispahans, einen hohen Preis auf meinen Kopf setzen und die genaueste Beschreibung meines Aeusseren hinzufügen lies.

Ich hörte diesen Ausruf selbst, erstarrte Anfangs; doch tröstete ich mich, als ich die Schilderung meines Aussehens vernahm, daß dieselbe auf meine jetzige Hülle, mein verbranntes, durch Kummer und Gefahren entstelltes Antlitz durchaus nicht passend sey.

Mein Bild, wie es entworfen wurde, sah dem, wie es gegenwärtig war, so durchaus unähnlich, daß ich ungefährdet noch einen ganzen Monat in Persiens Hauptstadt weilen konnte.

Dann zog ich ruhig und sicher, immer noch in der Rolle des Kaufmanns weiter, bis ich hierher nach Konstantinopel kam. Hier kaufte ich mir ein Häuschen, daß ein niedlicher Garten in einer einsamen Gegend umschloß. Die Wartung meiner Blumen, die Pflege meines einzigen Freundes beschäftigt mich seit sechszehn Jahren, indem ich nur dadurch wahrhaft glücklich bin, daß ich entfernt von einem Geschlecht lebe, welches meinen vollen Abscheu verdient. Was ich bedurfte, besaß ich, Dank sey es der Fürsorge meines sterbenden Vaters, durch meinen Ring; nie habe ich mich binnen dieser sechszehen Jahre zu einer Bitte erniedrigt, nie mir die Last meiner Krone zurück gewünscht,

nie mein Geschick angeklagt; nie sogar wieder eine Thräne vergossen.

Erst heute geschah dies, denn mit dem Anbruch des Morgens starb mein einziger Gefährte, mein Freund, mein Retter. Das Alter rieb ihn auf; noch in den letzten Zügen wedelte er und blickte mich an; so verschied er. —

Hier schwieg der Greis einige Augenblicke, dann fuhr er fort: meine Geschichte ist zu Ende; noch sind die beiden köstlichsten Steine meines Ringes vorhanden; der kleine genügt mir, um die wenigen übrigen Tage meines Lebens zu fristen; nimm du den größeren und ehre durch deinen Meisel ein Wesen, das freilich nur ein Hund war, aber wahrlich! edler als viele, die mit Diadem und Scepter prangen.

Des Künstlers Augen füllten sich während der Rede des Alten häufig mit Thränen und jetzt da Melai schloß, begann Melonion.

O Monarch! rief er — Nicht Monarch, unterbrach ihn Melai, nur Mensch und unglücklich. Edler, unglücklicher Greis, fuhr Melonion fort, dein Schicksal hat mich tief gerührt! Nimm den innigsten Dank dafür, daß du mein Talent, einen Gegenstand zu verewigen würdigst, der freilich Anfangs meiner unwürdig schien, mir aber jetzt theurer ist, als das Mausoleum manches Fürsten. Nur zwey Bitten gewähre mir zuvor. Und diese wären? fragte der Greis.

Behalte diesen Juwel, denn ich bedarf dessen nicht, da mich der Himmel und meine Kunst reichlich gesegnet hat und dann — werde mein Freund, mein Gefährte, Herrscher dieses Hauses. So gerecht dein Haß gegen Alles, was Mensch heißt, ist, so vergönne mir doch den Versuch, dein Herz zu heilen und ihm den Glauben an Menschenwerth sey er auch noch so selten, wieder einzuflößen. Sey mein Vater und Gebieter

meiner Habe und sieh dann unter deinen Augen sich das Denkmal bilden, welches dei-
nen Liebling ehren soll. So weit Melonion.

Weinend sank ihm der edle Greis in die Arme, nahm des redlichen Künstlers Erbieten an und ihm ward an Melonions Seite, nach den Stürmen des Lebens, ein heiterer Abend. Murkims Marmorbild, dem nur Leben fehlte, ward der unveräusserliche Schmuck von Melonions Werkstätte.

Die Töchter der Natur,

Allegorie.

Aus dem

Archive des pythagoräischen Bundes.

Als vor Jahrtausenden aus der Hand der Natur Menschen ihr Daseyn empfingen, wurden sie mütterlich von ihr geleitet. Die Erde war ein Eden und die schuldlosen ersten Bewohner derselben kannten kein Misgeschick. Huld und freundliche Zuversicht lächelte jedes Auge dem andern und die Rede des Mundes war Erguß des Herzens. In himmlischer Eintracht lebten sie glückliche Tage.

Indeß wuchsen die drei Töchter der Natur: Schönheit, Weisheit und Stärke heran, und wollten die Menschen beherrschen. Auch war es der Wille der

Mutter; nur sollten in holder Schwester-gemeinschaft den Scepter sie führen; doch das gefiel nicht der Schönheit, gefiel nicht der Stärke. Jede forderte den Vorrang zuerst.

Mich, sprach die Schönheit, nennt man mit Recht, Schöpferin der Freude. Meine Gegenwart entzückt die klagenden Erdebewohner. Wo ich nicht bin, da pflanzt die Langeweile ihr Schlafgemach auf. Ich sollte die Menschen beherrschen, mir allein würden sie willig dienen. —

Aber die Stärke versetzte: Das wähnst du, Schwester! denn sprich! weicht nicht alles meiner drohenden Rechte? Erhebt vor meiner Gewalt nicht die Erde in ihrer Veste? — bin ich's nicht, die den Weltenbau hält, und würdest du selbst nicht ohnmächtig hinsterben, wenn ich nicht dich immer dir gleich erhielt.

So eiferten die Schwestern widerein-ander und die Stärke forderte die Weisheit auf, den herrschsüchtigen Kampf zu entschei-den. Sie sprach zu ihr: Die du untrüglich der Ewigkeit Rath erforschest; gieb der Wahrheit die Ehre; sprich, wem gebührt der Vorrang? — Aber die Weisheit lächelte hold, sah auf die Schwestern herab und schwieg, sich ihrer Größe bewußt.

Da giengen die beiden Beschämten zur Mutter Natur und klagten, daß die Schwe-ster den Streit nicht schlichten wolle. — Wohlan denn, sprach Mutter Natur, zeigt, was ihr vermögt, ich gebe euch die Men-schen. — Dir, Schönheit, mit deinen ent-zückenden Reizen, dir ihre Herzen zu suchen. Dir, Stärke, mit dem gewaltigen Arm zum Ziele des Glücks sie zu führen. Geht, zeigt, was ihr vermögt!

Nun giengen die Schwestern, die Schön-heit voran. Unwiderstehlich zog sie den

Blick des Mannes auf sich, weckte im Innern seines Herzens schlummernde Triebe. In dem süßen Gefühl der Anmuth vergaß er der Mühe des Lebens, konnte nur schauen und empfinden, nicht handeln. — Noch ruhten die Triebe sittsam und bescheiden, aber die erwachende Freude rief zum Tumult sie auf. Sie folgte dem Rufe: Wild und ungestümm rannten sie wiedereinander, jeder drängte sich vor und wo die Freude sich sehen lies, da sandten sie ihr das Verlangen in bittender Stellung entgegen. An einer seidenen Schnur zog dieses das Menschengeschlecht hinter sich her und rieth ihnen, mit der Freude zu buhlen. Die Menschen folgten dem Rathe; die Freude nahm lächelnd sie auf und fesselte schmeichelnd noch fester sie an die Schnur des Verlangens. Da wurde die Wollust gebohren. Nun wollte der Mann auch besitzen, genießen, was er schön fand; das konnte ihm die

Schönheit nicht geben. Da trat die Stärke hervor, bewaffnete seinen Arm und machte ihn zum Herrn des Wehrlosen. Vor ihrem Dräuen erbebten die Kinder der Erde und räumten schüchtern ihr ein, was sie mit Ungestümm heischte.

So giengen Jahrhunderte vorüber und das Menschengeschlecht wünschte was Schönheit ihm anprieß, wollte, was es wünschte, erdroht' und erfocht', was es wollte, und plötzlich erhoben sich in dem Getümmel, der Thorheiten Menge.

Um einen Kuß vom Weibe ließ der Mann die Heerde verwildern, um einen Blick auf blumenbesäete Fluren, that er Verzicht auf die Bebauung des Landes, und die ihn schützende Stärke entrüstete Mann gegen Mann, deckte die Gefilde mit Todten und färbte rieselnde Bäche mit Menschenblut.

Da wandte die Schönheit sich weg und ließ den Undankbaren nur den Schimmer

von ihr und das Verlangen in tausend Gestalten.

Noch strebte die Stärke empor, wüthete, kämpfte und in Wuth zerriß sie das von ihrer Mutter so fest geknüpfte Band der Gleichheit unter den Menschen. — Schon lange hatte in seinem Hinterhalte das Verderben gelauscht, die Menschen von der Erde zu tilgen. Jetzt nahm es den Augenblick wahr und sandte seine Mutter, die Herrschsucht voran. Diese hielt dem Manne das Unkraut des Vorrangs dar. In langen Zügen sog er die epidemische Krankheit ein; hoch und schwer wühlte sein Puls, dann heftiger und schneller; sein Auge funkelte, er raßte, und nun verkannte er am Menschen das Bein von seinem Bein, das Fleisch von seinem Fleisch. — Die Seuche griff um sich; schon waren Tausende gefallen und noch des Elends kein Ende. — Stets zahlreicher bestürmte das Heer thörichter Wünsche

die Herzen der Menschen; da waren Güter vonnöthen; sie erstrebte der Mensch und schuf mit eigenen Händen die unersättliche Furie, die Habsucht. Sie gab dem Gewissen den goldnen Schlaftrunk und barg es in ein felsigtes Grab. Dort schlief es den ehernen Schlaf und niemand durft' es erwecken, denn vor dem Grabe desselben stand die Gefahr mit heimlichen Waffen, zu ihrer Rechten donnerte die Ungnade der Großen und an ihrer Linken zischelte das Gespötte des Volks; vor ihnen gaukelte der geschäftige Selbstbetrug. Tausende sahen ihm ins Auge, hielten ihn für das erweckte Gewissen, giengen ruhig heim, und ließen's beim Alten.

Lange hatte die Göttin der Gemeinschaft unter den Menschen friedlich gewohnt; doch jetzt brachen die Ureltern der Zwietracht, das Mein und Dein, plötzlich in ihr Gebiet und fesselten die Gute mit eisernen Banden

an das felsigte Grab des Gewissens für Jahrtausende. — Auch schwand die kaum noch athmende holde Zufriedenheit dahin und sank in das Grab des Gewissens. — Da vermißten, da suchten die Großen und Niedern der Erde sie wieder, klagten über den Verlust uud traten sie selbst unwissend mit Füßen.

Doch nun erbarmte sich Mutter Natur. Sie rief ihre Tochter, die Weisheit zu sich und sprach: Sieh! meine Tochter, wie deine Schwestern, die Menschen vor dem Verderben zu sichern, zu schwach sind. Lange schon birgt die Schönheit ihr Antlitz und der Gräuel der Verwüstung verrennt ihr den Weg zu den Herzen der Menschen. Die sich noch haltende Stärke ist auch im Begriff zu entfliehen und dann werden sie sicher erliegen unter der Last der Mühseligkeiten, die sie sich selbst schaffen, wenn du sie nicht leitest und schützest.

Da rief die Weisheit die Schwestern und redete freundlich sie an: Seht ihr es nun, wie wenig ihr ohne mich vermochtet? Vereinigt konnten wir vieles; getrennt — das habt ihr erfahren. — Du Schönheit, konntest entzücken, aber den Genuß des Entzückens konntest du nicht geben. Das konntest du, Stärke, aber zum Unglück ohne Prüfung, ohne Wahl. Wenn du, Schönheit! süße Wünsche einflössest; wenn du, Stärke! was ich dafür, und darwider dir rathe, befolgest; dann und nur dann können wir Menschen beglücken.

So sprach sie; die Schwestern verstummten. Betroffen hefteten sie den reuigen Blick zur Erde, das rührte die Weisheit. Nicht also, fuhr sie fort, laßt uns vielmehr schwesterlich thätig seyn, den Schaden zu heilen. Zwar das ganze Menschengeschlecht wieder auf den Pfad des Glücks zu leiten, wird Zeit und Mühe erfordern, würde wohl eitler

Wunsch nur bleiben, wenn wir bey allen das Werk auf gleiche Weise beginnen wollten. Doch laßt uns die Guten im Volke zum Bruderbunde weihen, sie unsers nähern Umgangs, unserer Freundschaft sie würdigen. In geheiligten Hallen, im vertrauten brüderlichen Zirkel, sollen sie, vom Geräusch der Welt entfernt, sich unserer nahen Gegenwart freuen und was diese sie lehrt, davon schweige ihr Mund, davon rede ihre That Durch ihre wohlthätige Hand werde der Menschheit lindernder, heilender Balsam auf ihre blutenden Wunden geträufelt; durch sie verbreite sich unvermerkt das Licht der Wahrheit und Aufklärung — das Band der Liebe feßle allmählich Völker an Völker; bis endlich —

Hier schwieg die Weisheit. Hand in Hand giengen die Schwestern, riefen die Guten der Menschheit zur Weihe und noch spät lesen die Brüder des Bundes in ihren Fußtapfen jene flammenden Worte. —

Die Reise in das Irrenhaus.

An einem heiter'n Frühlingsmorgen saß ich an meinem Pult und sah, gelockt durch den freundlichen Morgengruß der Sonnenstrahlen, über meine Arbeit hinweg in die jugendliche Schöpfung, die seit wenigen Tagen erst ihre winterliche Hülle abgestreift hatte und jetzt in neuer Schöne ihre Bewohner erfreute. Mich wandelte bei diesem Anblick jener süße Schauer an, der den feinerfühlenden Menschen bei den Wandlungen der Natur in das Leben oder in den Tod unwillkührlich ergreift, scheuchte mich von meiner Thätigkeit auf und trieb mich in das Freie hinaus.

Ich mochte indessen kaum einige Schritte von meiner Wohnung entfernt gewesen seyn, als ich mehrere Reiter auf mich zu eilen sah, in denen ich bald vier meiner Jugendfreunde erblickte. Ich eilte auf sie zu, schloß sie an meine Brust, kehrte mit ihnen in meine Wohnung zurück und verlebte in ihrer Gesellschaft einige glückliche Tage, von denen die Abende größtentheils der Erinnerung an vergangene Zeiten und selige Stunden im kleinen Zirkel unserer Lieben geweiht waren und bei einem Becher edlen Rheinweins froh durchscherzt wurden. Alle Schätze und Freuden, die Natur, Kunst und Geselligkeit in der romantischen Gegend, die meinen Wohnsitz umfängt, darbieten, theilte und genoß ich mit meinen Gästen und unter einigen interessanten kleinen Reisen, die wir in die umliegende Gegend unternahmen, schlug ich meinen Freunden auch eine Reise nach dem Kloster H*** vor, das schon seit Jahr-

hunderten säkularisirt und zu einem Zwinger der gefallenen Menschheit, einem Irrenhause eingerichtet ist. Vor Zeiten war dieses Kloster eins der reichsten im südlichen Deutschland, woher es denn noch jetzt weit eher einer kleinen Stadt, als einer Wohnung abgeschiedener Klausner ähnlich sieht.

Man erwarte indessen hier keine ausführliche Erzählung aller kleinen Vorfälle dieser vier Meilen weiten Reise, der weder ein Abentheuer in Yoricks Manier, noch eine naive Margot, Reize für verwöhnte Gaumen lieh; am wenigsten aber eine Schilderung von Schreckbildern und Menschengerippen mit Thier-Lauten und Naturen, Jammerscenen und grausenvollen Auftritten, die uns zwar bei jedem Schritt in dieser Todtengruft des menschlichen Geistes aufstießen, für die aber der edle Mensch und ich mit ihm, keine Worte — nur Thränen hat. Dennoch muß ich, um dem Zweck dieser

Linien zu entsprechen, unter mehreren interessanten Klausnern, vorzüglich eines erwähnen, der, so oft diese Stätte von Gelehrten besucht wird, die Honneurs des Hauses machen muß, und gewissermaßen ein bedeutendes Memento mori für diese Kaste und ihre Superiorität abgibt. Dieser Wahnsinnige, mag er Paul heißen, gibt sich gewöhnlich den Namen eines gewissen, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Fürsten, ist stets heiter, gutmüthig und völlig ohne Tücke, weswegen er auch in seinem Gemach und in dem Stockwerk des Hauses, das er bewohnt, frei herum gehen darf. Er theilt mit vielen seiner vorgeblichen Kollegen ein sehr unschädliches Steckenpferd, er affektirt nämlich, der Mäcen aller Gelehrten und Künstler zu seyn, die er bei jedem Besuch eines oder mehrerer aus diesem Stande stets sehr warm und herzlich empfängt. Paul ist nicht über dreißig Jahre alt und erst seit

drei Jahren, Bewohner dieser Zelle. Ueber seinen vorigen Stand und die Ursachen seiner Verrücktheit konnten wir nichts bestimmtes erfahren; doch mögen hoffnungslose Liebe und gekränkter Stolz die Federn seines höheren Lebens gesprengt haben. Denn mitten in seinen lebhaften, gewöhnlich regelmäßigen und gedankenvollen Unterhaltungen hält er oft ein, deutet plötzlich auf die Wand oder einen andern leeren Raum, glaubt seine Mathilde, der Name seiner Geliebten — vor sich zu sehen und fleht dann mit Hamlet bei des Geistes Erscheinung in dem Zimmer seiner Mutter:

»Schirmt mich und schwingt die Flügel
über mich,
»Ihr Himmelsschaaren! — Was will
dein würdig Bild?«

Noch schimmert unter manchen Plaudereien des gelehrten Paul, ein körnichter Gedanke, ein ächt witziger Einfall, viele Laune und

bisweilen wahres attisches Salz durch. Er hat sehr viel gelesen und kennt alle merkwürdige philosophische Schriften und den literarischen Character ihrer Verfasser nicht blos oberflächlich; sein Lieblingsstudium scheint jedoch Kunst und die ihr verwandte Philologie gewesen zu seyn. Seine Kritiken über manche unserer Dichter und Prosaisten waren zum Theil treffend. Er muß ehemals und selbst in seinem gegenwärtigen Zustande noch, bisweilen gedichtet haben, denn auf seinem Tische fand ich eine Menge sorgfältig zusammen gehefteter Papiere liegen, welche die Aufschrift Poëmata führten. Ich bat ihn um die Erlaubniß, sie durchzusehen, welches er mir zwar gestattete, jedoch so, daß er stets die Papiere, auf die er einen ungemeinen Werth zu legen schien, in der Hand behielt. So viel ich nun bei diesem flüchtigen Ueberblick der Aufsätze ersehen konnte, waren sie zum Theil in Knittelversen,

größtentheils aber in schwerfälligen Hexame-tern geschrieben und enthielten Rhapsodien über Liebe, in denen der Name Mathilde nicht gespart war und Klagen über die Un-gerechtigkeit der Großen und ihre Kurzsich-tigkeit bei Schätzung wahrer Verdienste. Auch hierdurch wurde es mir immer wahr-scheinlicher, daß gekränkter Stolz, etwa Zu-rücksetzung bei einer Diensterhöhung und Liebe die Hauptursachen seines Wahnsinnes gewesen seyn mochten.

Durch ein etwas freigebiges Lob dieser Poesien und durch ein gewisses zutrauliches Annähern an seine glühende Phantasie, vor-züglich aber dadurch, daß ich ihn nicht, wie die meisten Reisenden zu thun pflegen, mit psychologischen und nüchternen Fragen über seinen Zustand und dessen Entstehen quälte, gewann ich so sehr das Zutrauen des Leiden-den, daß er mich mit seinen literarischen Schätzen bekannt machte, welches er, wie

mich nachher der Aufseher versicherte, noch gegen keinen Fremden gethan haben soll. Er führte mich nämlich an einen großen Kasten, der mit mehreren Tüchern zugedeckt war. Sorgfältig nahm er diese hinweg und stellte mir sodann eins seiner geistigen Parade-pferde — wie er die Bücher nannte — nach dem andern vor. Zuerst zeigte er mir mehrere lateinische Klassiker, unter denen Ovid's libri tristium und seine Kunst zu lieben, am meisten verbraucht waren. Dann folgten einige italienische Dichter, unter welchen zum Theil seltene Ausgaben waren, die ihm sehr werth zu seyn schienen, da er sie jedesmal, nachdem er sie mir gezeigt hatte, an sein Herz drückte und küßte. Ich fand unter ihnen die l'amorosa Fiametta von Boccaz, den Morgante maggiore von Luigi Pulci und eine äusserst seltene Ausgabe eines Lehrgedichts, l'Altercazione (der Streit) genannt, welches Lorenz von Medicis, dem Prächtigen

zugeschrieben wird. Meine Verwunderung stieg jeden Augenblick bei diesen zum Theil sehr kostbaren Ausgaben der genannten Dichter. Jezt kam die Reihe an unsere vaterländischen Schriften, die aus Wolf's philosophischen Werken, den Leiden Werther's, einigen Wertheriaden aus den Jahren 1778 — 1784 und aus einem Buche bestanden, das ihm vor allen theuer zu seyn schien und die gesammelten geistlichen Schriften *) des bekannten religiösen Schwärmers, Jakob Böhme, welcher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte, enthielt. Dies Buch hatte den Titel: »Weg zu Christo« und war zu Amsterdam im Jahr 1682 herausgekommen. Auch war es mit allegorischen Kupfern geschmückt, auf deren Rückseite von Pauls Hand jedesmal die Erklärung der Allegorie beigefügt war. Ganz am

---

* Worunter seine Aurora nicht gehört.

Boden lag noch ein Pack bestäubter Papiere, die Paul jedoch nicht sogleich hervorzog, sondern sich erst schüchtern nach meinen Begleitern umsah, die indessen Pauls Zelle schon wieder verlassen hatten und die übrigen Gemächer der Unglücklichen heimsuchten. Jetzt erst gab er die Papiere in meine Hände, welche die Aufschrift hatten:

»Abentewerlige doch manchteils wahrhaffte Historien aus dem grawen Alterdum; ans Licht gestellt durch P. Aloysium Güldmünd.«

Paul betheuerte mir, daß diese Papiere ein kostbares Manuscript enthielten, welches er einstens mit historischen Anmerkungen versehen, dem Publikum übergeben wolle, indem es dem Geschichtsforscher wichtige Aufschlüsse über manche merkwürdige Begebenheiten der Vorzeit, vorzüglich in der Geschichte Englands und der Pforte, geben würde. Nun gierig auf den Inhalt, durchblätterte ich das

Manuscript und fand viele ganz dem Titel entsprechende Erzählungen aus der älteren Geschichte des Nordens, besonders Islands, Dännemarks, Norwegens und Grosbritta-niens, die alle das Gepräge der alten ro-mantischen Dichtung trugen und in denen Ossian's Geist unverkennbar wehte. Auch fand ich einige orientalische Erzählungen, die jedoch ihren Ursprung häufig der Phan-tasie des Sammlers oder ähnlicher Schrift-steller zu danken haben mochten, da z. B. unter andern Reimereien, gleich in der er-sten Erzählung einige Sonette vorkamen, welche Gattung von Gedichten den Mosle-mins schwerlich bekannt war. Doch herrschte auch in diesen Erzählungen durchgängig mehr Poesie, als mancher wohlbeleibte Band unse-rer heutigen Romane aufzuweisen hat, in denen, wie Schiller treffend sich ausdrückt, unsere gemeine Natur so splitternackt sich zeigt, daß man die Rippen ihr zählt.

Bei Pauls Aeusserung, diese Schrift der Publizität zu übergeben, wandelte mich eine sonderbare Lust an, das Manuscript auf einige Zeit mir zuzueignen. Als er es daher wieder in den Kasten legte, so störte ich noch einige Zeit unter den übrigen Büchern herum und barg sodann schnell und ohne von ihm bemerkt zu werden, das Paket unter meinen Ueberrock; worauf ich ihn bald, unter dem mir abgenöthigten Versprechen, ja wieder zurückzukehren, verließ und den Raub, dem würdigen Obervogt des Klosters, einem Herrn von H * * *, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, anzeigte. Dieser wunderte sich sehr, als ich ihm von Pauls Besitz so mancher seltener Ausgaben italienischer, lateinischer und deutscher Schriften erzählte. Daß er sich Wolfs Werke und Werthers Leiden angeschaft habe, wußte er schon. Er eilte daher selbst mit mir in Pauls Zelle zurück,

allein dieser war hier nicht zu finden, wie-
wohl die Thüre von aussen verriegelt war,
als wir eintraten. Wir riefen mehrmals
seinen Namen, in der Hoffnung, daß er
sich irgendwo im Zimmer verborgen hätte,
allein vergebens. Nach langem Suchen be-
merkte ich endlich, daß der obenerwähnte
Kasten, der seine Bibliothek enthielt, etwas
verschoben war; ich rückte ihn daher ganz
von der Wand ab und bemerkte nun eine
beträchtliche Oeffnung, die in ein anderes
Gemach führte, das dem Obervogt selbst
unbekannt war. Ich schlüpfte durch das
Loch und befand mich jetzt in einem kleinen
Zimmer, in welchem viele Bücher und be-
schriebene Papiere aufgehäuft waren und
das, wie sich nachher ergab, einen Theil
der ehemaligen Klosterbibliothek enthielt.
Hier nun fanden wir den fleißigen Paul,
von lateinischen Folianten umgeben, auf der
Erde sitzend, der, ein zweiter Archimedes

sehr wenig auf unsere Ankunft zu achten schien. Jetzt war es uns klar, woher er die lateinischen und italienischen Schriften, so wie das Manuscript hatte. Ich suchte nun unter den alten Papieren nach einer Fortsetzung des letzteren, die auf dem ersten Theil angekündigt war und die ich hier mit geringer Mühe fand. Herr v. H*** überließ mir diese Papiere mit Vergnügen auf lange Zeit, welches Anerbieten ich dankbar annahm, mich entfernte und zu meinen Freunden in das Wirthshaus zurückkehrte. Diesen theilte ich hierauf die Geschichte des von mir entdeckten literarischen Schatzes mit, worauf wir die Rückreise in meine Wohnung antraten. Hier nun machte der Inhalt des mitgenommenen Manuscriptes einige Abende lang unsere Unterhaltung aus und Alle gewannen den meisten in demselben befindlichen Erzählungen so viel Geschmack ab, daß sie mir noch kurz vor ihrer Abreise

das Versprechen abnöthigten, die vorzüglichsten derselben dem Publikum zu übergeben, das gegenwärtig so vielen Geschmack an den Blüthen romantischer Dichtung beweise. Deshalb will ich einige Proben derselben in den Libellen niederlegen. Die beiden folgenden Geschichten sind aus ihm entlehnt.

Sesostris

oder

das schönste Fest.

Sesostris Thaten hat die Weltgeschichte glanzvoll aufgezeichnet. Er herrschte ums Jahr 1300 vor C. G. über Egypten. Ihm verdankte jenes Reich Blüthe, Kultur und politische Größe. Seine Heldenthaten zu schildern, ist Pflicht des Geschichtschreibers. Aber Sesostris war nicht Held und Erobe: rer allein, er war auch Beglücker seines Volkes. Aus kleinen Zügen wird oft der große, oder richtiger, der edle Mann er: kannt. Hier ein Beitrag zu der nicht poli: tischen Charakteristik dieses gefeierten Hel: den der Urwelt.

Sesostris kehrte von glänzenden Siegen nach Memphis zurück. Sein Volk verlangte, diese Siege über die Feinde Egyptens, durch ein ausgezeichnetes Fest zu feiern; die Priester, gewöhnlich die Mittler zwischen der Gottheit, dem Herrscher und dem Volk in jenem Staate, trugen den Wunsch des Volks, dem Könige vor. Er genehmigte ihn. Doch sollte dieses Fest der Größe seines Zwecks entsprechen, nie gesehene Gegenstände sollten es verherrlichen, zumal da Sesostris diesesmal nur gezwungen den Krieg eingegangen und der Dank für den Sieg desto gerechter war. Alle Köpfe waren deshalb mit Entwürfen zu einer würdigen und glanzvollen Anordnung desselben beschäftigt. Ein großer Preis wurde für den entsprechendsten Plan zu dieser Feier ausgesetzt. Wenige Wochen vergiengen, als schon eine Menge von Entwürfen dem Herrscher Egyptens eingereicht wurden. Allein keiner

genügte ihm. Alle bezweckten, nur Sinnengenuß dem Volke zu verschaffen; Geist und Herz giengen leer aus. Erleuchtungen, Prunkgelage, Wettrennen, Schauspiele, kriegerische Evolutionen, große Züge, untermischt mit den Gefangenen in Fesseln, der eroberten Beute und ähnlichen Gegenständen, waren der Inhalt dieser Plane.

Sesostris harrte lange vergebens auf einen edleren Entwurf und war zuletzt gezwungen, aus allen vorhandenen Planen, das Beste zu einem Ganzen zu ordnen. Mitten in Memphis wurde auf dem großen Platze ein kolossales Prachtgebäude errichtet. Die unermeßlichen Säle sollten die Edelsten des Heeres und des Volks zu festlichen Gelagen versammeln. Das Innere der Gemächer schmückte Allegorien und Gemälde, welche auf die Siege des Königs deuteten. Der Haufe sollte in allen Strassen Wein und Speisen erhalten. Die Krone des Festes

sollte indessen ein Prachtzug des Siegevs selbst seyn, bei dem Alles vereint wurde, was Glanz, Geschmack und Größe nur ausfinden kann. Während dieser Zug in den Strassen der Hauptstadt sich zeigte, sollten die Schatzmeister des Königs Gold unter das Volk werfen. Der Aufwand für dieses Siegesfest war zu mehreren Millionen berechnet. Schon arbeiteten Tausende an den Vorbereitungen zu dieser einzigen Feier, als Sesostris sich eines Tages unweit Memphis auf der Jagd verirrte und gezwungen war, auf einige Stunden in der Hütte eines Landmanns einzukehren um daselbst sein Gefolge wieder zu erwarten. Der König gab sich nicht zu erkennen und wurde in dieser Absicht durch ein schlechtes Jagdgewand, mit dem er bekleidet war, trefflich unterstützt.

Wirst du nicht auch in einigen Tagen nach Memphis gehen, fragt der unerkannte Sesostris den Landmann, um dort dem

großen bevorstehenden Siegesfeste beizuwohnen und dich mit allen Unterthanen des Königs zu freuen?

Ich kann mich unmöglich freuen, erwiederte trocken der Landmann und schwieg.

Wie? du kannst dich nicht freuen, da doch die Feinde des Landes geschlagen sind und mithin der Staat von ihren drohenden Einfällen befreit ist! Hast du keine Liebe zu deinem Vaterlande? Ich glaube, antwortete der Landmann, daß wohl in ganz Egypten niemand sein Vaterland mehr liebt, wie ich, aber dennoch kann ich mich nicht freuen.

Und die Ursache? fragte der König immer gespannter. Ist die, weil ein näherer Kummer die Freude niederdrückt.

Darf ich diesen Kummer wissen, kann ich ihn vielleicht lindern?

Wissen darfst du ihn, Fremdling! zu lindern wirst du ihn kaum vermögen. Mich macht das Unglück meines Nachbarn Metophis

traurig und ich kann mich nicht freuen, so lange ich sehe, daß dieser bekümmert ist.

Und worinn besteht denn das Unglück, welches deinem Nachbarn widerfahren ist?

Sein einziger Sohn, welcher gestern, um Lebensmittel zu verkaufen, nach Memphis fuhr, wurde auf dem Rückwege von einer Räuberbande überfallen, geplündert und tödtlich mishandelt. Er wird wahrscheinlich sterben und dann ist die einzige Stütze der redlichen Alten dahin, niemand mehr vorhanden, der das kleine Erbtheil, welches die Familie bisher ernährt, bauet und Dürftigkeit im hohen Alter ihr Loos.

Ueberdies war dieser Sohn schon seit einem Jahr mit meiner ältesten Tochter verlobt; beide liebten sich von Kindheit auf und künftige Woche sollten sie in dem Tempel der Isis getraut werden. Alle diese Hoffnungen sind nun entflohen. Hier konnte der Landmann vor Thränen nicht weiter reden.

Sey ruhig, tröstete Sesostris erschüttert, den Alten, noch ist nicht alle Hoffnung verlohren. Aber fuhr er fort: seit wann wird dann die Gegend von Memphis durch Räuber unsicher gemacht?

Der Landmann staunte ihn an. Du bist gewiß ein Fremdling in Egypten und erst seit kurzer Zeit in Memphis; sonst könntest du so nicht fragen? täglich vernimmt man ja! von schauderhaften Mordthaten und Räubereien, welche in unserer Nähe geschehen.

Der König schwieg einige Zeit hindurch betroffen. Wie edel, so dachte Sesostris, diesen Landmann nicht sein natürliches Gefühl leitet! er versagt sich jede Freude, weil seinen Nachbarn Unheil betroffen hat und ich, der Vater meines ganzen Volks, mache unermeßlichen Aufwand, um glanzvolle aber schnell vorübergehende Feste zu geben, ohne zu fragen, ob dasselbe auch wahrhaft und

dauernd glücklich ist. Räuberhorden durchziehen plündernd meine Staaten, täglich mordet man meine Unterthanen auf offener Strasse; ich bin der einzige, der nichts davon weiß und niemand denkt daran, diesem Frevel zu begegnen. Schrecklich! Nein! erst will ich mein Volk beglücken und dann erfreuen. Guter Alter, dein Beispiel und deine Lehre, so unbefangen sie gegeben wurden, so reiche Früchte sollen sie doch dir und meinem Reiche bringen.

Du würdest also, fuhr nach einer Pause, Sesostris zu dem Landmann fort, auch wenn du König von Egypten wärest, keine Feste feiern, so lange deine Freunde betrübt wären?

Welche Frage! entgegnete der Landmann empfindlich und eifriger als zuvor. Auch wenn ich König wäre, würde ich gerade so nach meiner besten Ueberzeugung handeln, wie jetzt. Will ich zum Vergnügen der Meinigen einigen Aufwand machen, so untersuche

ich zuvor, ob nicht nöthigere Bedürfnisse diesen Aufwand dringender fordern. Sind sie krank, so lasse ich keine Musiker holen, um sie zum Tanze zu reizen, sondern ich sende zu dem Arzte, um für ihre Gesundheit zu sorgen. Fehlt es ihnen an Nahrung, so fordre ich keine Gaukler, um sie zu unterhalten, sondern ich lasse Brod backen und Fleisch braten, um sie zu sättigen. Nur dann erst, wenn alle ihre Bedürfnisse gestillt sind, sorge ich auch für ihr Vergnügen.

Meine Töchter schlingen bei der Musik der Flöten, frohe Tänze um das Bild der Mutter Isis und preisen die Götter in selbst gedichteten Liedern für ihr Geschick, die stillen Freuden der Natur und das Glück, ein Elternpaar zu besitzen, dessen höchste Sorge ihr Wohl ist. Meine gute Frau und ich ruhen indessen unter dem Schatten eines Palmbaums mit unsern Nachbarn, laben uns an den Früchten, welche

die Natur und unser Fleiß uns gab und durchleben bei dem Anblick unserer fröhlichen Kinder, noch einmal unsere Jugend in seliger Erinnerung.

Sieh, Fremdling! fuhr der Landmann fort, welcher einmal ins Feuer gerathen, jetzt immer eifriger sprach; gerade so wie ich jetzt als Familienvater handle, würde ich als Vater meines Volks handeln. Ehe ich Millionen auf glänzende aber nutzlose Feste wendete, müßte ich zuvor wissen ob keine Thränen mehr in meinem Lande zu trocknen, keine Klagen mehr zu stillen wären. Das schönste Fest ist nach meinen Begriffen unstreitig das, durch welches recht viele Menschen glücklich gemacht werden.

Ich als Landmann kenne kein herrlicheres Fest, als den majestätischen Aufgang der Sonne. Dies ist das höchste Fest der ganzen Natur. Licht und Gedeihen wird durch sie über alle Wesen verbreitet. Jeder

Strahl entwickelt und stärckt ein Wesen. Ein guter Fürst ist die Sonne seines Reichs. Wohlthaten müssen seine Gegenwart verkünden und der Tag, an welchem er die meisten Glücklichen macht, ist für ihn wie für sie, das schönste Fest; denn nur —

Halt! rief hier der staunende König; du bist nicht was du scheinst, du bist kein schlichter Landmann; gestehe, wer dich bildete und was dich bestimmt, diese Maske zu wählen?

Du irrest, Fremdling! erwiederte lächelnd der Landmann, wenn du mich eines Betrugs in Hinsicht meines Standes fähig hältst; allerdings bin ich nur ein einfacher Landmann. Doch diese Grundsätze, welche mir deine Zweifel an meiner Vaterlandsliebe und meinen Charakter entlockt haben, sind freilich Früchte einer höheren Jugendbildung, die ich meinem Oheim verdanke.

Und dieser Oheim war?

Oberprieſter in dem Iſistempel zu Memphis.

Doch nicht der weiſe Sethon?

Derſelbe! erwiederte verwundert der Landmann; kannteſt du ihn?

Ob ich ihn kannte! ſprach ſich vergeſſend, Seſoſtris. Ja! wenn dieſer noch lebte, dann würde es mir nicht an einem weiſen Rathgeber zu dem ſchönſten Feſte gefehlt haben, noch weniger würden mir unbewuſt, Räuber dies herrliche Land verwüſten. Doch noch eine Frage, guter Alter! Warum bliebſt du nicht in dem Tempel, da dir Sethon doch gewiß ein glänzendes und ehrenvolles Loos geſichert hätte?

Weil ich bald einſah, daß aller Bemühungen meines weiſen Oheims ohngeachtet, jene herrlichen Lehren von der Prieſterklaſſe nicht geübt werden. Denn, wenn unter irgend einem Stande Neid, Haß, Bosheit, Sucht zu glänzen, kurz: alle Leiden-

schaften herrschen, so ist es in ihm. Um meines Oheims und seiner mir verliehenen Bildung würdig zu bleiben, floh ich in dieses Paradies und noch habe ich keinen Augenblick meinen Entschluß bereut. Ich habe dir jetzt über mich allen verlangten Aufschluß gegeben, so schloß der Landmann seine Rede, aber nun sage mir auch, wer du bist?

Dies sollen dir diese hier sagen, sprach Sesostris, indem er die Thüre öffnete und sein Gefolge, das sich indessen ermüdet in der Nähe der Hütte gelagert hatte, herbei winkte.

Die Diener kamen und begrüßten den König als sie ihn erblickten, mit einem Freudengeschrei, indem sie vor ihm niederfielen. Ihr Götter! meine Ahnung, rief bei diesem Anblick der Landmann und beugte gleichfalls sein Antlitz zur Erde.

Sesostris richtete den bestürzten Alten von der Erde auf und sagte dann zu seinem

Gefolge: diesem hier gehört der Preis für das schönste Fest, denn er hat mir den besten Plan dazu mitgetheilt. Ich will, daß ihm die dafür bestimmte Summe ausbezahlt werde.

Nicht also, großer König! entgegnete ihm der Landmann; das Glück, Gnade vor deinen Augen gefunden zu haben, gilt mir mehr als alles Gold der Erde. Willst du indessen deine Huld gegen mich krönen, o! so trage deine Wohlthaten auf meinen unglücklichen Nachbaren über; vielleicht daß dieser dadurch seinen Sohn noch zu retten im Stande ist.

Königlich gedacht! sprach Sesostris und befahl, seinen Leibarzt dem armen Metophis zu senden und Alles schnell herbeizuschaffen, was zu einer glücklicheren Lage des Trauernden beitragen könnte.

Jetzt aber wendete er sich wieder zu dem bescheidenen Landmann.

Dich zu belohnen, sprach er, vermag ich dennoch nicht, willst du mir aber mit deinem Weibe und deinen Kindern nach Memphis folgen, dort mein Freund und Rathgeber werden, einen meiner Palläste bewohnen und mir die Sorge für dein und deiner Familie Glück überlassen, so erfüllst du dadurch einen Lieblingswunsch deines Königs.

Der Landmann dankte, gerührt von der Herablassung des großen Sesostris. Er zog jedoch seinen bisherigen Auffenthalt dem Geräusch der Königsstadt vor. Als ein Denkmal seiner Gegenwart schenckte der König den Kindern des Alten, alle Ländereien innerhalb einer halben Meile um seine Wohnung und versprach für ihr Glück zu sorgen, auch selbst des armen Nachbaren Metophis künftig nicht zu vergessen. Hierauf kehrte er nach Memphis mit seinem Gefolge zurück. Dort war es seine erste Sorge, die

erhaltenen Lehren in Ausübung zu bringen. Alle Zubereitungen zu jenem glanzvollen Feste wurden eingestellt, die Summen, welche dazu bestimmt waren, zu Bildungsanstalten unter der Leitung erfahrner Priester und zu milden Stiftungen für alte Krieger, die Gesundheit und Jugend im Dienste des Vaterlandes verlohren hatten, für elternlose Kinder und ähnliche Unglückliche bestimmt. Dann zog Sesostris seine Statthalter zur strengen Rechenschaft über die Verwaltung der ihnen untergeordneten Provinzen und sorgte vorzüglich für die Wiederherstellung der durch Räubereien gestöhrten Sicherheit. Zweckmäßigere Gesetzsammlungen wurden veranstaltet, strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen des Standes geübt und die ehrwürdigen Todtengerichte *) mit ernster Feier und strenger Unpartheilichkeit gehegt.

---

* Mit den religiösen Vorstellungen der Egyptier, welche ausgezeichneten Werth auf den Ruf des Verstor-

Erst als dieses vollendet war und Sesostris sich selbst das Zeugnis geben konnte, Alles gethan zu haben, was für den Augenblick zur Veredlung und Beglückung seines Volkes geschehen konnte, ließ er das Fest verkündigen und den Tag dazu bestimmen.

An dem Morgen dieses Tages erschien der König im Herrscherschmuck, umgeben von den Ersten seines Reichs und Hofes auf dem Markte. Das herbeiströmende Volk umwogte ihn. Sesostris winkte; eine Todtenstille herrschte jetzt unter diesen versammelten Tausenden. Er sprach: mein Volk glücklicher zu machen, ist der Zweck dieses Festes. Ein Herold las hierauf die neuen milden Gesetze, Befreiung von

---

benen setzten, hingen die feierlichen Todtengerichte zusammen, durch welche über jeden Verstorbenen entschieden wurde, ob er des Begräbnisses werth sey oder nicht. Jedem stand es frei, als Ankläger des Verstorbenen aufzutreten. Am feierlichsten war das Todtengericht über die Könige.

drückenden Steuern und Frohnden nebst der Angabe von der Errichtung wohlthätiger Anstalten für Arme und Kranke u. s. w. mit lauter Stimme ab. Das Volk erfüllte die Luft mit Freudengeschrei und Segenswünschen für Sesostris Wohl. Jetzt wendete sich dieser zu dem Tempel der Isis. Entgegen wallte ihm hier ein Zug von dreitausend festlich geschmückten Jungfrauen, an der Hand ihrer Geliebten, welche Sesostris ausstattete und die nach kurzer Zeit dem Staate eine gleiche Zahl junger Bürger schenckten. An ihrer Spitze stand die Tochter des redlichen Landmanns, vereint mit dem Sohne des Metophis, der durch die Sorgfalt des Königs genesen war. In dem Tempel der Isis wurden die liebenden Paare auf immer vereinigt. Das ganze Volk wurde zu den Freuden des Hochzeittags geladen, an reichbesetzten Tafeln gespeißt und nach Jahrhunderten noch erzählten sich die Enkel der Neuvermählten:

Sesostris gab einst das schönste Fest.

Ferdinand und Zaide.

Hagi Seremeth Effendi war ein tapferer Bassa, der Liebling der Osmannen und die Stütze Muhameds IV. Doch nicht immer lächelt Fortuna den Muthigen. Er sollte den aufrührerischen Statthalter Egyptens zügeln und wurde von diesem aufs Haupt geschlagen. Ihn erwartete jetzt der Strang. Als kluger Weltmann auf Sonnenschein und Sturm gefaßt, hatte er seine Schätze schon vor diesem Feldzuge in Sicherheit gebracht und flüchtete mit ihnen nach Algier. Hier lebte er sich selbst und seinen Genüssen, warb niemals um Ehrenstellen, sondern sann einzig

darauf, sich das Leben so froh, wie möglich zu machen. Er kaufte Ländereien, legte reizende, geschmackvolle Landhäuser mit schattigen Parks an und vergaß besonders nicht, ein gewähltes Harem schöner Frauen um sich her zu versammeln. Auch war Seremeth noch ein kräftiger Mann, in den besten Lebensjahren; nur that man ihm Unrecht, ihn schön zu nennen. Die Natur hatte ihn gerade nicht stiefmütterlich bedacht; eine hohe, beinahe kolossale Figur machte ihn bei Damen, die den nervigen, großen männlichen Gestalten nicht abhold sind, in früheren Jahren beliebt, allein sein ungünstiges Geschick verdarb Alles wieder.

Auf einem seiner Feldzüge ergriff unfern von ihm, das Feuer ein Pulvertönnchen, das Pulver tigerte ihm das Angesicht, verbrannte ihm das Haupthaar und die Zierde der Muselmänner, den Bart. Doch ersetzte sein Gold bald wieder, was ihm an Schönheit

gebrach. Einst berichtete ihm einer seiner vertrauten Sklaven, er habe in einer Gärtnerwohnung ein Mädchen erblickt, ähnlich den Houris des großen Propheten, an Reitz und Gestalt. Seremeth sah sie und schwur bei dem Barte Mahomeds, sie zu besitzen oder zu sterben.

Zaide war die jüngste Tochter eines armen Gärtners, der sich und die Seinen mühsam durch seiner Hände Arbeit nährte. Sie besorgte den Blumenverkauf in die Harems und erhielt durch diesen Verkehr mit Hohen, eine Gewandtheit und eine äussere Politur, die sie weit über ihren Stand empor hob. Seremeth kaufte Anfangs Blumen und Früchte von dem Alten, bezahlte sie verschwenderisch und erhielt dadurch schnell die Gunst der Familie. Bald darauf schlug er dem Gärtner vor, er solle seinen Handel ins Große ausdehnen, um hierdurch in einer Woche mehr zu gewinnen, wie jetzt

Bayerische Staatsbibliothek München

das ganze Jahr über. Der Alte schützte Geldmangel vor, Seremeth bot ihm Vorschüsse an und gewann auf diese Weise, Zaidens Eltern ganz für sein Interesse. Beide sahen es als das höchste Glück ihrer Tochter an, Seremeths Gemahlin zu werden, nur Zaide selbst war im fünfzehnten Jahre schon alt genug, um den großen Unterschied zwischen ihrem liebenswürdigen achtzehnjährigen Nachbaren Osmin und dem bartlosen, gerösteten Seremeth tief zu fühlen.

Der Bassa selbst hatte mit seinen Haaren, nicht seinen Scharfsinn eingebüßt, er wußte wohl, seine Schönheit würde ihm das Herz der reizenden Zaide nicht gewinnen, er wendete sich also an ein anderes Ressort des weiblichen Charakters, an Zaidens Eitelkeit. Bald verdunkelte das sonst so schlichte Gärtnermädchen durch köstlichen Schmuck und glänzende Gewänder alle ihre Gespielinnen, gefiel sich täglich mehr darinn, hatte

immer neue Bedürfnisse und war in Sere-
meths Netze gefangen. Im Triumphe zog
sie in seinen Harem ein. Seremeth verdop-
pelte seine Aufmerksamkeit gegen seine Ge-
liebte, aber die Einsamkeit des Ortes und
vorzüglich der heimliche Neid, die Eifersucht
und die kleinen Neckereien der übrigen Frauen
des Bassen, welche sich durch die neue Liebe
ihres Gebieters gänzlich vernachläßigt fühl-
ten, ließen bald wieder Zaidens Widerwillen
gegen ihn und ihre Sehnsucht nach Freiheit
in ihrer ganzen Stärke erwachen. Sere-
meths Geschenke mehrten sich, das Geschmeide
welches sie erhielt, wurde glänzender, die
Gewänder reicher, aber wer auffer ihren
Spiegelwänden und den häßlichen Augen
ihres Herrn bewunderte sie? Ihre Lage wurde
ihr von Tag zu Tag unerträglicher. Schon
begann sie, sich mit Plänen zur Flucht zu
beschäftigen, da entspann sich ein heftiger Krieg
zwischen Algier und Marokko. Der Dey

Bayerische
Staatsbibliothek
München

zog persönlich zu Felde, mit ihm alle Großen des Hofes und der Stadt. Auch Seremeth konnte sich nicht von dieser Begleitung ausschließen, wollte er nicht den Verdacht des Hochverraths auf sich laden. Mit feurigen Liebkosungen und Schwüren ewiger Treue, schied er von seiner Geliebten, mit verstellten Thränen Zaide von ihm. Der Bassa befahl vor seinem Scheiden noch seinem ganzen Hause, vorzüglich aber den Frauen seines Harems, Zaiden mit der größten Ehrfurcht und Aufmerksamkeit zu behandeln. So verließ er Algier. Es hätte indessen nicht Seremeths kränkenden Befehls bedurft, um die Frauen des Harems einmüthig zu dem Entschlusse zu bestimmen, die Abwesenheit ihres Gebieters zu Zaidens Sturz zu benutzen. Sie drängten sich von jetzt an zu der Unerfahrnen und bald gewannen sie das Vertrauen des arglosen Mädchens, welchem Geselligkeit das höchste Bedürfnis war. Zaide

bekannte ihnen offenherzig ihre Abneigung gegen den Bassen, ihren glühenden Wunsch nach Freiheit und ihre Entwürfe, sich diese zu verschaffen. Sie wurde beklagt und mit Rath unterstützt. Die Aufsicht über den Harem war einer betagten Sklavin vertraut, welche Seremeth auf allen seinen Zügen begleitet hatte und die jetzt als Schaffnerin des Hauses galt. Fatme, so hieß die Alte, war eine geborne Venezianerin und schloß sich dem Befehl ihres Herrn gemäs, nach dessen Abreise besonders an Zaide an.

Eines Abends, als die Frauen des Harems in dem Gemach der ersteren, wie gewöhnlich, versammelt waren und sich über die Schicksale des Bassen unterhielten, erzählte Fatme, daß Seremeth in großer Sorge über einen Lieblingssklaven abgereißt sey, den er krank habe zurück lassen müssen.

Und der ist? fragten Alle neugierig.

Ein junger, siebenzehnjähriger Portugiese,

der Sohn eines reichen Kaufmanns und der Liebling unsers Herrn.

Ist er schön? riefen die Frauen einmüthig.

Seine Augen sind Sterne, erwiederte Fatme, seine Lippen Korallen; auf seinen Wangen thront die Morgenröthe und sein Leib gleicht dem Marmor aus Paros.

O laß uns diesen Phönix sehen, süße Fatme! begann die erfahrenste der Haremsbewohnerinnen.

Laß uns ihn sehen, gute Fatme! stürmten jetzt Alle.

Fatme machte Schwierigkeiten, wendete den Zorn des Bassen, wenn er es erführe, den Aerger der übrigen Sklaven ein; doch vergebens! Geschenke, Versprechungen, Liebkosungen überströmten sie. Sie versprach am nächsten Abend, sobald die Dunkelheit eingetreten sey, den Wiedergenesenen in Zaidens Gemach zu bringen.

Fatme hielt Wort und brachte beim Einbrechen der kommenden Nacht, den schönen Jüngling verhüllt in ein großes Tuch, in die Mitte der harrenden Schönen. Bei seinem Eintritt waren Alle in einem Kreise gelagert, die Alabasterlampe strahlte magischen Schimmer auf die Gruppe. Fatme entwand dem Schüchternen jetzt das Tuch und gleich dem jugendlichen Paris auf Ida, stand er vor den liebesiechen Göttinnen. Die Schönen verschlangen ihn mit ihren Blicken, munterten ihn auf und beschenkten ihn reichlich; nur Zaide stand fern und still.

Du bist jung und schön und scheinst gut und wahr, fremder Jüngling! so begann jetzt Miranda, eine feurige Brünette; blicke darum noch einmal im Kreise umher, und gestehe uns dann offen, welcher du den Preis der Schönheit ertheilst?

Ferdinand — der Name des Jünglings — schwieg und zog sich schweigend zurück.

Ein Gleiches that Zaide. Die Schönen bemerkten dies letztere und zogen neckend jetzt die Beneidete in den Kreis. Sie lachten über die Schüchternheit des schönen Sklaven und drangen immer heftiger, doch stets unter Scherz und Lachen in ihn, laut zu urtheilen, welche unter ihnen er für die reizendste halte? Noch widerstand Ferdinand, als aber die Bitten schmeichelnder, die Fragen dringender wurden, da beugte er sich mehr wahr als klug vor der sanft erröthenden Zaide und drückte mit diesem Urtheil, den Stachel der Wuth und Rache tief in die Herzen aller Verschmähten.

Kalt und höhnend wendeten sich jetzt die übrigen Frauen von dem Gepriesenen, verwiesen der Alten ihre Kühnheit und befahlen, den verwegenen Sklaven schnell zu entfernen. Die Harmonie des Kreises war gestöhrt; einsylbig und entfremdet verließ eine Schöne nach der andern die beneidete

Zaide, so daß diese sich bald mit der Alten allein sah.

Die schlaue Fatme deutete lächelnd die schnelle Entfernung der Frauen und forschte jetzt Zaide über den schönen Ferdinand aus. Diese gestand ihr mit dem Feuer entzückter Leidenschaft, wie reizend sie den Fremdling gefunden habe und äusserte sich sehr besorgt über sein künftiges Schicksal.

Die erfahrne Sklavin, um Zaidens Empfindung noch höher zu reizen, gestand ihr jetzt, daß es der Entschluß ihres Gebieters sey, den jungen Portugiesen, gleich nach seiner Rückkehr, auf ein entferntes Landgut zu senden, um ihn dort in dem Gartenbau unterrichten zu lassen.

Zaide beschwor die Schaffnerin, diesen Entschluß des Bassen zu hintertreiben, indem der kaum Genesene diesen Beschwerden gewiß unterliegen würde und versprach ihr Gold und Freiheit, wenn sie dieses vermöchte.

Fatme versicherte, Alles aufzubieten, um ihre Wünsche zu erfüllen und verlies sie.

Ferdinand war indessen nicht minder ergriffen von den Reizen der schönen Orientalin. Zaidens Blicke hatten sein Herz entzündet und er lebte nur in dem Gedanken an sie, an ihren Besitz. In seinen Träumen umarmte er ihr Bild und wo er sich befand, stand auch die Zaubergestalt, umflossen von dem Helldunkel der Alabastervase, vor seiner Phantasie. Fatme bemerkte schnell die Leidenschaft des Jünglings, wußte sein Vertrauen zu gewinnen, ihm das Geständnis seiner glühenden Neigung zu der lieblichen Zaide zu entlocken und verkündete dem entzückten Ferdinand hierauf Zaidens Gegenliebe. Ach! daß ich nur noch einmal sie sehen, sie sprechen, von ihren Lippen den Wonnelaut: ich liebe dich! vernehmen könnte, seufzte der Trunkene.

Auch dazu soll Rath werden, erwiederte Fatme; nur ist Vorsicht, Verschwiegenheit und Verstellung uns nöthig. Zaide erfuhr bald von der Schaffnerin, welchen Eindruck sie auf den Fremdling gemacht habe und beide verabredeten nun einen Plan, wie die erstere den schönen Jüngling sehen und besitzen könnte. Ein weibliches Sklavengewand, dessen sich Ferdinand bediente, schuf ihn zur Gehülfin der Schaffnerin um, welche ihn anwies, seiner schönen Freundin das Bad zu bereiten und ihr während desselben zu dienen. Auf diese Weise sahen sich die Liebenden und waren glücklich; doch nicht unentdeckt und ungestöhrt, wie sie und Fatme wähnten. Verschmähte Liebe hat Falkenaugen und ein Bund eifersüchtiger Frauen ist der furchtbarste. Mit doppelter Aufmerksamkeit beobachteten von der Stunde ihrer Zusammenkunft mit Ferdinand an, die übrigen Frauen ihre vorgezogene Rivalin. Bald

fiel ihnen Zaidens Heiterkeit auf, welche sonderbar mit ihrer ehemaligen Schwermuth kontrastirte. Sie forschten, fragten, aber vergebens. Miranda, die klügste unter den Schönen, rieth sehr richtig auf beglückte Liebe und bestach einen schlauen Mohrensklaven, den sie schon früher zu ähnlichen Verrichtungen gebraucht hatte, um jeden Schritt des jungen Portugiesen zu beobachten. Dieses gelang und bald wußten die Verschwornen genau das Verhältniß der beiden Liebenden, die Zahl und die Art ihrer Zusammenkünfte. Still, aber sicher sollte das Verderben sie treffen, so war es in dem Rathe der eifersüchtigen Frauen beschlossen. Darum liebkoseten sie unbefangen wie zuvor die glückliche Zaide und erwarteten mit heisser Ungeduld die Rückkehr ihres Gebieters, um diesem die gebrochene Treue seiner Angebeteten zu entdecken. Seremeth kam und vernahm das schreckliche Geheimnis. Nach den ersten

Ausbrüchen der Wuth, wurde er stiller. Er kannte den Haß und die Rachgier vernachläßigter Schönen gegen die Beglückte und erklärte ihnen deshalb: er sey zur strengsten Untersuchung entschlossen; wären Ferdinand und Zaide schuldig, so sey der martervollste Tod ihr Loos, wären sie aber schuldlos, so träfe dasselbe Schicksal ihre Anklägerinnen. Der Ernst des Bassen, womit er dieses Urtheil sprach, ließ die erblassenden Schönen nicht an der Festigkeit seines Entschlusses zweifeln.

So gewiß indessen ihre Ueberzeugung von dem Verständnis der Angeklagten war, so beruhten alle Beweise doch nur auf der Aussage des schwarzen Sklaven und dieser konnte sie möglicher Weise, dennoch betrogen haben oder selbst betrogen worden seyn. Alle Künste schöner Frauen, Schmeicheleien, Thränen und Bitten wurden deshalb jetzt von ihnen angewendet, um den zürnenden Gebieter

zu besänftigen. Man that ihm Vorschläge, sich von der Untreuen zu trennen, nahm seine Großmuth in Anspruch und erlangte hierdurch endlich so viel, daß er sich zu besinnen beschloß.

Seremeth begab sich auf ein Landhaus ausserhalb der Stadt, um hier sich zu bestimmen. Als er dort allein und ruhiger geworden war, fiel zufällig sein Blick in den Spiegel und getroffen von seiner eigenen Misgestalt, mußte er sich gestehen, daß die zarte, liebliche Zaide unmöglich aus reinem Herzen ihn lieben könne.

Dies Gefühl wurde bald herrschend in seinem Gemüth, und so wie in Feuerseelen, Extreme sich schnell berühren, so beschloß auch er in einer Aufwallung von Großmuth, die Liebenden zu vereinigen. Er kehrte in die Stadt zurück und ließ beide vor sich kommen. Als Zaide den Ernst des Gebieters und gleich darauf den eintretenden Ferdinand erblickte,

so ahnte sie sogleich, daß Alles verrathen sey und sank ohnmächtig zu den Füßen des Bassen. Ferdinand rannte besinnungslos hinzu und strebte, die Geliebte wieder zu beleben. Dies Schauspiel entwaffnete völlig Seremeths Zorn und als das Streben Ferdinands geglückt war und Zaide wieder die Augen aufschlug, da verkündigte er beiden ihre Vereinigung und ihre Freiheit, jedoch mit der Bedingung, daß Ferdinand den Glauben des Propheten annehmen müsse. Der betäubte Jüngling war Alles zufrieden, sah er doch wieder Zaide im Leben.

Nicht so die betroffenen Frauen des Harems. Zwar wünschten diese Zaidens Entfernung von ganzer Seele, aber die Verhaßte so plötzlich und unerwartet in dem Hafen ihrer seligsten Wünsche zu sehen, dieses war ihnen unerträglich. Miranda, welche die erste Stimme in dem Rathe des Harems besaß, wußte sehr wohl, daß, wenn die

Geschichte zur Kunde des Publikums gelangen würde, Ferdinand und Zaide ohne Rettung verloren wären. Die Entweihung des Harems eines Bassen durch einen Christensklaven, in den Augen der Gläubigen bekantlich das verächtlichste Geschöpf, war ein Verbrechen, das nicht blos den Einzelnen, sondern alle Jünger des Propheten beschimpfte und blutig gerochen werden mußte. So urtheilte nach vernommener Kunde der Dey, so der Divan, der Kadi und vor allen die entflammten Priester. Daß aber die Kenntniß dieser Geschichte schnell zu den Ohren jener Genannten gelangte, dafür sorgte Miranda und ihre Freundinnen. Seremeth wurde den andern Morgen vor Gericht geladen und um die Wahrheit des Vorganges befragt. Er vermochte ihn nicht zu läugnen, wendete aber zum Vortheil des unglücklichen Paares ein, daß Ferdinand ja den Glauben des Propheten annehmen wollte und brachte

den versammelten Richtern, die grösstentheils aus fanatischen Priestern bestanden, die Sprüche des Korans ins Gedächtnis, welche Barmherzigkeit als Haupttugend des ächten Moslemin empfehlen. Nichts fruchtete und man ließ die beiden Verbrecher holen, um ihnen das Urtheil vorzulegen.

Ferdinand und Zaide erschienen; der erstere mit edlem Trotz und erfüllt von dem festen Entschluß, sein Schicksal, sey es auch welches es wolle, standhaft zu ertragen; Zaide in der vollen Blüthe jungfräulicher Reize, die nur von einer Wolke der Schwermuth umdüstert schien. Als der Dey die reizende Zaide schleierlos erblickte, wurde er von ihrer Jugend und Schönheit so sehr gerührt, daß er den Entschluß faßte, sie zu retten. Er schlug also dem Divan vor, den Ausspruch des Urtheils in einer so verwickelten Sache bis zum kommenden Morgen zu verschieben, um noch einmal den ganzen

Hergang reiflich überlegen zu können. Allein die schlauen Priester merkten sehr bald, daß des Herrschers Sinn sich von dem Augenblick der Entschleierung Zaidens an, gewendet habe. Die Ausleger des Gesetzes schüttelten die Häupter und riefen mit lauter Stimme: Char Alla! d. i. Gerechtigkeit von Gott! Gegen diesen religiösen Machtspruch durfte selbst der Dey nichts einwenden, ohne für einen Unglaubigen gehalten zu werden. Er konnte daher den Unglücklichen fernerhin nur sein Bedauern schenken. Der Divan schritt jetzt zur Stimmensammlung und das Urtheil des Gesetzes lautete: beide sollten auf der Richtstätte ausserhalb der Stadt am Abend des folgenden Tages lebendig begraben werden. Bei diesem gräflichen Ausspruche des Divans sank Zaide bewustlos zur Erde; selbst Ferdinand wankte und verlohr auf kurze Zeit seine Besinnung. Seremeth verließ einem Rasenden gleich, die

Versammlung. Die Liebenden wurden hier-auf von der Wache wieder in ihre Kerker gebracht und von den fanatischen Priestern feierliche Anstalten zur Vollstreckung des Urtheils begonnen. Wuth und Rache gegen die Urheber des furchtbaren Todes seiner geliebten Zaide zerfleischte jetzt das Herz des Bassen und er beschloß, daß die Todesstunde der Liebenden auch die seiner Frauen seyn sollte. Schon früher gefiel es dem tapfern Seremeth nicht länger in Algier, er hatte seine meisten Ländereien veräussert, sein Vermögen in Gold und edle Steine umgesetzt und selbst seine Wohnung in der Stadt, nach seiner Rückkehr heimlich an einen reichen Wechsler verkauft. Er zog sich noch an demselben Tage mit seinen Schätzen auf ein entferntes Landhaus ausserhalb der Stadt zurück und befahl, daß seine Frauen am kommenden Tage dort erscheinen sollten. Ferdinand und Zaide litten indessen, von einander

getrennt, tausendfache Todesqualen und sehnten sich nach dem Augenblick, der sie einander auf immer wiedergeben sollte. Der Abend des Richttages brach ein, mit ihm die furchtbare Stunde ihrer Hinrichtung. Das Volk erfüllte in wogenden Massen die Strassen der Stadt und die ungeheure Fläche, welche die Scene ihres Todes seyn sollte. Die Liebenden wurden von der Wache aus ihrem unterirdischen Kerker herausgeholt und auf ausdrücklichen Befehl des Deys, vereinigt zur Richtstätte geleitet. In weissen Gewändern zogen die Priester dem unglücklichen Paare voran, dann kam eine Truppenabtheilung zu Pferde, dann eine Schaar der Leibwache des Deys, in deren Mitte die beiden Unglücklichen wandelten; Fußvolk schloß den Zug. Tausende von Menschen umringten ihn. Zaide vermochte, als der Zug am äussersten Stadtthore angelangt war, nicht weiter zu gehen; ein offener

Wagen mit Pferden bespannt, nahm des-
halb die beiden Liebenden auf. Jetzt war
man an der Richtstätte angelangt, die Prie-
ster sangen Leichengesänge, die Truppen bil-
deten einen Kreis, die Gräber schaufelten
ein tiefes Grab, welches die vereinigten
Körper beider aufnehmen sollte; schon wur-
den sie entfesselt, schon standen dit Henker
bereit, um die Unglücklichen auf einen Wink
des Kadis lebendig in die Grube zu werfen,
da entstand plötzlich ein Flüstern im Volke,
das schnell zum lauten Angstgeschrei über-
ging. Alle wendeten die Köpfe nach dem
nahen Gebirge. Marokkaner! Marokkaner!
schrie der Haufe mit Entsetzen und flüchte-
te nach der Stadt und ehe die Liebenden,
welche schon halb entseelt waren, noch zur
Besinnung kommen konnten, sahen sie sich
von fremden Kriegern zu Pferde umringt,
die in ungeheurer Zahl sie umschwärmten.
Mehrere glänzend geschmückte Anführer der

Truppen waren beschäftigt, die Verwirrten zu beruhigen. Wir kennen euer Geschick, begann der vorzüglichste unter ihnen und sind gekommen, Euch zu retten; diese Absicht nebst der Ueberzeugung, keine bessere Zeit zu einem Ueberfall der uns verhaßten Algierer wählen zu können, bestimmten unseren Zug. Ihr seyd frei; folgt uns nach Marokko, um von dort ungehindert nach Europa überzuschiffen. Mehrere Züge gefangener Algierer, welche herannahten, unterbrachen jetzt die Rede des Anführers. Ferdinand und Zaide fielen zur Erde nieder und dankten der Gottheit für ihre Rettung am Rande des Grabes, das sie lebendig verschlingen sollte. Ohngefährdet kamen sie mit dem Reuterheere in Marokko an, wurden dem Herrscher jenes Staates vorgestellt und von ihm nach Anhörung ihrer wunderbaren Schicksale, reichlich beschenkt. Das erste europäische Schiff nahm den glücklichen Ferdinand und seine

junge Gattin auf und brachten ihn wohlbehalten in sein Vaterland. Dort wendete sich Zaide zum Christenthum, nahm den Namen Maria an und vermählte sich feierlich mit ihrem Geliebten, dessen Eltern sich des verlohren geglaubten Sohnes in seligem Jubel erfreuten.

Seremeth hielt indessen Wort. Von der Hand des schwarzen Sklaven, welcher die Liebenden verrathen hatte, wurden in der geglaubten Todesstunde Zaidens, alle seine Frauen erwürgt. Das schwarze Ungeheuer selbst wurde hierauf von den übrigen Sklaven niedergehauen. Auch diesen gab der Traurende bis auf zwey seiner Vertrauten, die Freiheit und wendete sich am kommenden Morgen mit seinen geborgenen Schätzen in das Gebirge, wo er unter dem Schutz der Mauren, seine Tage in wehmüthiger Erinnerung an die Vergangenheit zubrachte.

Nach einer Reihe von Jahren wiegte einst Maria, sonst Zaide, ihren jüngsten Sohn auf ihrem Schooſe, da trat eiu Greis in frem: der Tracht in das Gemach. Ferdinand und seine Gattin staunten den Fremdling an. Kennt ihr mich nicht mehr? fragte er in maurischer Sprache die Verwunderten. Gott, Seremeth! riefen beide zugleich und umfaßten ihn. Der bin ich, entgegnete der Greis; Zähren entflossen ihm. Durch Zufall vernahm ich, daß ihr gerettet wurdet und noch lebt und jetzt komme ich, um bei Euch zu sterben. Mein Gold wird eure Liebe zu mir nicht aufwiegen, aber doch euren Kin: dern vielleicht ein glücklicheres Loos bereiten. Wollt ihr mich aufnehmen? Freudig schlugen die Gatten ein. Seremeth half ihre Kinder erziehen, und nach langen Jahren noch unter: hielten sich diese durch die innigste Freundschaft und die seltensten Ereignisse verbundenen Men: schen, in traulichen Abendstunden, über die Schreckensscenen der Vorzeit.

Beitrag

zur

Geschichte der Barbarei

am Abend des achtzehnten Jahrhunderts.

Aktenmäßige Geschichte.

Die Menschheit schreitet immer weiter, das ist die schöne Hoffnung, welche die Brust der Besseren erhebt, bei dem Blick auf den Kampf der Finsterniß mit dem Lichte. Einen höchst merkwürdigen Beitrag zu der Barbarei der neueren Zeit unter einzelnen Ständen, liefert folgende aktenmäßige Geschichte, die sich am Abend des vorigen Jahrhunderts zutrug. »Aber doch nicht im neunzehnten!« höre ich mehrere Leser dieser Blätter ausrufen. — Heil uns, wenn wir mit Ueberzeugung den Glauben an das Ende dieser Geistesverirrungen im neunzehnten Jahrhun-

deut fassen und es triumphirend, das philo-
sophische nennen können. Aber noch sind
wir nicht so weit, noch spuckt bei Indivi-
duen, die sich selbst durch einen äusseren
Bildungsschimmer auszeichnen, der Glaube
an Sympathie, Einwirkung bösartiger Dä-
monen u. s. w. in Kopf und Sinnen. Möchte
doch folgendes herzergreifende Gemälde mensch-
licher Unwissenheit und Barbarei, auch nur
etwas dazu beitragen, die Aufmerksamkeit
der Guten, auf die Ungerechtigkeit und den
grundlosen Verdacht zu schärfen, die im Stil-
len noch so manche Schuldlosen, besonders
des weiblichen Geschlechts in den untern
Ständen, drücken und ihr Leben vergiften.

In Pomerellen liegt, unter der ehemali-
gen Gerichtsherrschaft der Landvogtei zu
Konitz oder Chönitz, das Dorf Ossavo; des-
sen Einwohner, ausser einigen Bauern, Edel-
leute sind, die sich vom Ackerbau nähren.
Einer von diesen, Andreas von Zabinsky,

hatte dem Landmann Matthias Kopka, ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beide Familien einander näher kamen.

Unter Leuten von so beschränkten Begriffen und rohen Sitten, fehlt es nicht leicht an Zänkereien; so auch hier. Des Edelmanns Gattin bemerkte allerlei kleine Unfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Familie jenes Landmanns in ihrem Hause wohnte und manche derselben trugen sich zufällig, gleich nach diesen Zänkereien zu. Was war natürlicher als der Schluß, daß die Frau des Kopka eine Hexe sey und sich durch Zaubereien räche. Kurz nach einem heftigen Streite zwischen beiden Frauen, wurde plötzlich Agnes, Zabinskys Tochter, an Knie und Schenkel lahm. Der herbeigerufene Arzt erklärte diesen Unfall, für die Folge eines heftigen Rheumatismus, allein vergebens. Wüthend deutet Zabinskys Frau, ihrer Tochter Krankheit als Folge der Zauberei und

zeigt den ganzen Vorfall, mit ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen, Albrecht von Kawelewsky an, indem sie verlangte, er solle alle Einwohner zusammen berufen, und in ihrer Gegenwart das Gottesurtheil an der Beschuldigten vollziehen lassen. Dies Gottesurtheil sollte in der Wasserprobe bestehen. Der Schulze weigerte sich Anfangs, ihren Anforderungen zu willfahren und schob, um die Frau los zu werden, das Urtheil auf wärmere Witterung hinaus.

Kaum fiel diese ein, so bestürmte sie den Wankenden heftiger wie zuvor und es wurde von ihm der 13te März 1779. zu der Exekution festgesetzt. Mit anbrechendem Tage veranstaltete die racheglühende Zabinsky, daß die so genannte Schulzenkeule (in unsern Dörfern der Spieß) als das Zeichen einer schnellen Dorfversammlung, herum gesendet wurde und um zehen Uhr Morgens,

waren schon beinahe alle Einwohner bei ihrem Vorsteher versammelt.

Der Fall wurde vorgetragen, in Ueberlegung genommen und endlich beschlossen, daß man durch Abgeordnete die Angeklagte abholen lassen und durch die Wasserprobe ausmitteln sollte, ob sie schuldig sey oder nicht. Zabinsky, Vater und Sohn, übernahmen mit mehreren Landleuten den Auftrag; die vor Schrecken halb todte Frau wurde aus ihrer Wohnung herausgeholt und unter Begleitung aller Einwohner zu einem nahen Teiche gebracht, der mehrere hundert Schritte im Umfange hatte und sehr tief war.

Hier entkleidete sich die Unglückliche auf Verlangen der beiden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig; doch legte sie das sogenannte Skapulier nicht ab, das ihr jetzt von ihrer Anklägerin mit Gewalt entrissen wurde. Diese besprengte hierauf den Teich mit Weihwasser und ihr Sohn band der vermeinten

Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drey Ellen langes und eine Elle breites Bret setzen; an dies Bret befestigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem, am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu und dieser zog alsdann das Bret mit der gebundenen Kopka ins Wasser. Sie fiel indessen gleich am Ufer von dem Bret ins Wasser; die Strohseile lößten sich, da sie naß wurden, auf und so kam sie, frei von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Da dieser schlecht abgelaufene Versuch die Edelleute nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben zum zweitenmale und er endigte sich abermals damit, daß die Frau, wie das erstemal, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden kehrten nun ins Dorf zurück; denn, daß sie nicht untersank, schien ihnen ein deutlicher Beweis, daß die im Wasser

Geprüfte, eine wirkliche Hexe sey. Ihr Mann, der mit ihr ein und zwanzig Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt hatte, war bis jetzt ein müßiger Zuschauer dieser schrecklichen Scene geblieben, er vermochte nichts gegen Gewalt und fand keinen Freund, der ihm beistand. Da er nun sah, daß man seine Frau für schuldig erklärte, so wurde er hierdurch aufs heftigste bewegt; er kehrte im Gefühl ihrer Unschuld um und forderte die Heimkehrenden auf, die Prüfung seiner Frau zu endigen, sie besser zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen und sie dann ins Wasser zu werfen.

Alles geschah mit barbarischer Sorgfalt und dennoch vergebens. Die Arme schwamm eine Zeitlang in dem Teiche herum und wurde endlich ans Land gezogen. Hierdurch nun hielten sich die Zurückgekehrten völlig überzeugt, daß sie eine Hexe sey und übten jetzt die schrecklichsten Mishandlungen an ihr.

Alle, besonders heftig aber Zabinsky, schlugen sie mit Prügeln und drangen unaufhörlich in sie, ihre Verwandtin Agnes zu entzaubern.

Die mishandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuern und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füße bringen; auch das wurde ihr versagt, und einer der Barbaren schlug auf die auf der Erde liegende noch so lange mit einem Stocke, bis er sprang, worauf er ihr die Splitter desselben ins Gesicht stieß.

Müde, einem Schauspiele zu zusehen, das ihnen nicht mehr Abwechslung gewährte, giengen die Versammelten jetzt in das Dorf zurück und ließen die mit Blut bedeckte, dem Tode nahe Frau, ohne Hülfe, unter freiem Himmel, in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchter, die eine von vierzehn, die andere von eilf Jahren,

welche früher es nicht wagten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, herbei und trugen sie mühsam bis an die äußersten Gärten des Dorfes, wo die Arme aus Schwäche liegen blieb.

Gegen Abend wurde von der Versammlung der Edelleute des Dorfes beschlossen, sie über die Gränze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte deshalb den Leiterwagen seines Vaters an, legte die von Allen verlassene Frau darauf und fuhr in einer zahlreichen Begleitung hinweg. Unterwegs gab er ihr stets die empfindlichsten Peitschenhiebe und seine Mutter schrie unaufhörlich: sie solle ihre Tochter entzaubern.

Schon waren sie ziemlich weit vom Dorfe entfernt, als das Bret des Wagens, worauf sie lag, brach und sie mit demselben auf die Erde fiel. Hier ließen sie die Begleiter, ihres flehenden Jammertones ungeachtet liegen und eilten nach Hause.

Während dieser Zeit, hatte der Mann jener Unglücklichen, der sie aus Furcht vor Mishandlungen verließ, zu Hause die Sache überdacht. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in dem Glauben an die Unschuld seiner Frau wankend gemacht, wozu noch das einstimmige Urtheil der Edelleute und des Schulzen, seines Oberen, kamen. Auf der andern Seite sprachen Zuneigung, Mitleid und das Bewustseyn einer einundzwanzigjährigen glücklichen Ehe zu laut für sie; diese siegten, er nahm Kleider und Wäsche mit und eilte den Uebrigen nach. Bald fand er seine Frau mitten auf dem Wege, sprachlos. Sie röchelte nur noch, aus Mund und Nase flossen Ströme von Blut. Alle Mühe sie aufzurichten, war fruchtlos, sie rang schon mit dem Tode. Verzweiflungsvoll warf er die Kleider auf sie, lief sinnlos nach Hause und als er nach einer Stunde, in Begleitung seiner

Kinder wiederkehrte, fand er sie völlig todt.

So endete diese Frau, ein gräßliches Opfer des Aberglaubens, welche nach der Aussage aller Zeugen, stets ein stilles ehrbares Leben geführt hatte. Ihr hinterlassener Mann fühlte jetzt erst die Größe seines Verlustes, eilte zu dem Pfarrer zu Wiehle und zeigte den Vorfall an. Dieser gab sogleich dem Landvogteigerichte zu Könitz davon Nachricht, welches schnell die Verbrecher einziehen ließ. Schon war indessen die Urheberin des Unheils, die Frau des Zabinsky entflohen. Die übrigen Mitschuldigen des Mordes wurden, nach dem endlichen Gutachten des Kammergerichts, zum Festungsbau auf vier, drei und zwey Jahre verurtheilt.

Die Richter berücksichtigten hierbei den Aberglauben, die eingewurzelten Vorurtheile

und den hohen Grad von Einfalt bei den Verbrechern. Solchen Jammer vermag Mangel an Erziehung und richtigen Begriffen dem Schuldlosen zu bereiten!

Zwey Geistergeschichten.

Das Sanktuarium

Das Sanktuarium

Das Zauberschloß.

Ein Spiegel für Jungfrauen.

Schnell vorwärts! rief Adele dem zögernden Kutscher zu und nickte freundlich zum Wagenfenster hinaus, den Eltern Lebewohl. An ihrer Seite wiegte sich ihre Erzieherin, eine alternde Französin.

Adele war die einzige Tochter eines bedeutenden Kaufmanns in einer mittelmäßigen Stadt Schwabens. Ihre Mutter brachte aus der Residenz alle Fehler einer vornehmen Erziehung und alle Ansprüche eines verwöhnten Töchterchens mit. In demselben Geiste wurde Adele erzogen. Sie erfuhr, daß sie reich, schön und verständig sey, lernte

von ihrer Gouvernante Manieren, verbuhlte Blicke und französisch, von ihren Meistern Geklimper auf dem Flügel und der Guitarre und aus der Lesebibliotheck ein Heer von Romanen und Schauspielen kennen.

Sie über die Bestimmung ihres Geschlechts, über die Würde und den Adel des Weibes aufzuklären, ihrem Herzen Gefühl für Tugend und Religiosität einzuflößen, daran dachte niemand, denn auch ihrer Mutter waren dies unerkannte Sphären. Ceremonietand hatte man dieser Religion, den Besuch der Kirche, Frömmigkeit, schmutzigen Geitz im Kleinen und Mishandlung des Gesindes, Haushaltungskunst und dies alles zusammen in dem Hafen des Ehestandes verübt, Bestimmung des Weibes genannt. Gewissenhaft vererbte sie diese Ansichten auf ihren Liebling und nur zu gelehrig ging die Tochter in die Methode der Mutter ein. Die Politur des Zeitgeistes gab ihr Alle.

St. Julien, eine witzige Pariserin. Jung, schön und reich, wurde Adele bald von einem Kreis Anbeter umringt, welche durch Schmeicheleien und die ganze Art ihres Benehmens, das verwirrte Köpfchen des schönen Mädchens noch mehr mit eingebildeten Vorzügen und thörichten Ansprüchen erfüllten.

Adelens Vater handelte mit ausländischen Producten und verdiente, da er ganz Kaufmann, spekulativ und fleißig war, durch kluge Berechnungen viel Geld.

Aber plötzlich fiel die Kontinentalsperre ein. Alle englischen Fabrikate wurden gänzlich verboten, die Kolonialwaaren durften nur mit großem Impost eingeführt werden. Hierdurch fielen Zweidrittheile des Gewinnstes der Handlung hinweg und dennoch mußte der eingeführte Ton des Hauses fortgesetzt werden. So wollte es die Eitelkeit der Mutter und des Vaters Schwäche ließ es geschehen. Das mühsam erworbene Vermögen

schmolz indessen durch diese Lebensweise beträchtlich und es war vorauszusehen, daß es bei fortgesetztem Aufwande, bald verschwinden würde. Adele war jetzt zwey und zwanzig Jahre alt und der Kreis ihrer Verehrer minderte sich bereits. Ob die zu hohen Ansprüche des Mädchens oder das verminderte Vermögen der Eltern, dessen Verringerung bei aller Klugheit doch nicht lange ein Geheimnis bleiben konnte, Ursache waren, ist nicht bekannt geworden. Da traf die Nachricht von der Krankheit einer betagten, sehr reichen Tante ein, welche Adelens Pathe war und sie vor ihrem Tode noch bei sich zu sehen wünschte. Sie wohnte in einem Landstädtchen am Fuße des Schwarzwaldes und gab gegründete Hoffnung, zu einem sehr bedeutenden Erbtheil für ihre Pathe. Der Wunsch der Tante war für Adelens Eltern Befehl und schon am dritten Morgen nach empfangener Kunde, saß die Jungfrau mit

ihrer Bonne im Wagen, um die Tante im schauerlichen Schwarzwalde heimzusuchen. Vor dem Stadtthore empfing Baron Wallen, ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, die Damen; er war reich, witzig aber ein liebenswürdiger Roué, mit denen jedoch, wie man sagt: die Schönen bisweilen am liebsten verkehren. So auch Adele. Sie zeichnete ihn vor ihren übrigen Freunden aus und Wallen benutzte diese Vorliebe für ihn, zu einem Plan auf die Tugend des schönen Mädchens. In dem Hause ihrer Eltern war indessen eine solche Idee unausführbar, denn die Mutter, so sehr sie dem geliebten Töchterchen gefällig lebte, hütete doch in diesem Punkte mit Argusaugen die Ehre der Familie.

Adelens Reise war darum für den lüsternen Baron ein willkommenes Ereignis, um seine Entwürfe auszuführen. Er kündigte den Damen an, daß er die Ehrr haben würde,

sie zu Pferde zu begleiten, da Familienange-
legenheiten ihn in die Nähe ihres Reiseziels
riefen. Die Jungfrau kannte indessen Wal-
lens Vorhaben, sie zu begleiten, schon frü-
her, stellte sich jedoch verwundert über den
glücklichen Zufall. Beide Damen nahmen
die Begleitung eines männlichen Beschützers
mit Dank und Freude an. Unter süssem
Geschwätz floh der Tag; ein lieblicher Herbst-
abend, der den Himmel mit Purpur röthete,
sank herab; mit ihm befanden sich die Rei-
senden in den Schlüften des Schwarzwaldes.
Wallen gab jetzt das Pferd seinem Reit-
knecht und nahm in dieser traulichen Däm-
merung bei den Damen Platz. Manches
holde Wort wurde hier über des Herzens
Glück und Leiden gegeben und genommen,
bis zuletzt das Gespräch auf die Abentheuer
dieser Gegend kam. Die Geistergeschichten
der früheren, die Raub- und Mordthaten
der späteren Zeit, deren Schauplatz der

Schwarzwald war, strömten im romantischen Gewand aus Wallens Munde und ängsteten zu seiner heimlichen Freude, die zitternden Schönen. Auch erreichte er damit seinen beabsichtigten Zweck, der Tochter Vorschrift, die ganze Nacht hindurch zu fahren, durch ihre Furcht zu brechen. Die Damen beschlossen, auf der ersten, nur noch drei Stunden weit entfernten Station zu übernachten und dort den Anbruch des kommenden Tages zu erwarten. Als Wallen endlich den Vorrath seiner Schauergeschichten erschöpft hatte, so erbot er sich, im Voraus für die Bequemlichkeit der Damen in dem Gasthofe des Städtchens zu sorgen. Mit Dank nahm man diese zarte Sorgfalt auf und schnell war Wallen mit seinem Reitknechte verschwunden. Der Weg wurde jetzt unebener; bald rollte der Wagen tiefe Thäler hinab, bald zogen die Pferde ihn mühsam, steile Höhen hinan. Todesangst faßte die verlassenen Mädchen.

Plötzlich stieß der Wagen an, stürzte auf die Seite und die Bewohnerinnen desselben heraus. Das eine Rad war an einer Baumwurzel hängen geblieben und hatte dem Kasten eine schiefe Richtung gegeben, wodurch der Tragriemen brach und der Wagen umfiel. Adele war unverletzt, allein die jammernde Gouvernante hatte den Fuß verstaucht und konnte nicht von der Stelle. Wer sollte jetzt Rath schaffen? Da spannte der Postillion die Pferde aus, um Hülfe in dem nächsten Dorfe zu holen. Mlle. St. Julien konnte kaum aufstehen, nur Adele wandelte ängstlich im Mondscheine und blickte die Straße entlang, ob sie nicht ein menschliches Wesen gewahrte, welches sie nach Wallensenden könnte. Als sie so einige Zeit langsam uud ermüdet fortgewandelt war, schimmerte ihr seitwärts durch Fichtendunkel, auf einem nahen Hügel ein Gebäude entgegen. Erstaunt und freudig eilte sie darauf zu,

voll Zuversicht, hier die ersehnte Hülfe zu finden. Auf Schlangenpfaden drängte sie sich durch das Gesträuch und stand jetzt vor einer Schloßruine von großem Umfange. Vielleicht ist dieses Gebäude dennoch bewohnt, dachte Adele und klopfte, von einem unwiderstehlichen Zuge ergriffen, an der hohen Pforte.

Krachend öffnete sich das Thor, Adele trat ein und schnell schlossen sich die Flügel hinter der Zitternden. Beim Helldunkel des Mondlichtes erblickte sie sich in einem langen, menschenleeren Burghofe, an dessen äusserstem Ende ihr Licht entgegen schimmerte. Sie schritt voran und sah, daß dieses Licht eine Kapelle dürftig erhellte. Sie schloß sehr richtig, daß da, wo ein brennendes Licht sich befindet, auch Menschen nicht fern sind und täuschte sich nicht. Denn kaum war sie in das Helldunkel der Kapelle getreten, da richtete sich ein Eremit im Silberhaare langsam

volt einem großen Buche auf, das ihn zu beschäftigen schien und blickte sie an.

Die schüchterne Jungfrau erschrack heftig bei dem Anblick dieser Erscheinung, doch faßte sie sich und trat näher.

Was willst du, meine Tochter! begann der Greis, hier an diesem heiligen Orte, in der Stunde der Nacht?

Adele erzählte ihm ihr Schicksal und bat ihn um Hülfe. Nützen will ich dir, erwiederte der Eremit, aber dauernder wie für diese kurze Reise. Dein Geschick hat dich nicht vergebens in dieses Heiligthum geführt. Danke ihm und folge mir.

Adele verstand nichts von der Rede des Alten, darum beugte sie sich schweigend vor ihm; denn schon sein Anblick flößte ihr ehrfurchtsvollen Schauer ein. Der Greis erhob sich und reichte ihr die Hand, sie faßte dieselbe, aber o Himmel! diese war eiskalt.

Erschüttert trat sie zurück. Mit Geisterlächeln sprach der Geist: das Alter tödtet des Blutes Feuer; auch du wirst einst die Rechte der Zeit erfahren. Winkend schritt er ihr voran. Sie standen jetzt vor einem schwarzen Portale. Der Greis klopfte in abgemessenen Schlägen siebenmal an demselben. Zwei Knaben, im weissen Gewande, mit Palmenzweigen in der Hand, traten heraus. Feierlich sprach der Greis: entzieht diese Jungfrau des Schicksals finstrer Macht! Freundlich neigten sich die Knaben und winkten der Erschrockenen. Der Greis bedeutete ihr, ihnen zu folgen und verschwand.

Die Knaben eilten glänzenden Marmorstufen hinan; hinter ihnen Adele. Die kleinen Führer berührten die Thüre, welche sich am Ende der Treppe befand, kaum mit ihren Zweigen, so erschloß sie sich und Adele trat ein. Eine Reihe von glänzenden Gemächern nahm die Staunende auf. Pracht und

Geschmack wetteiferten hier, Alles zu vereinigen, was das Auge entzücken und den ästhetischen Sinn erheben und befriedigen kann. Mit den erlesensten Stoffen waren die Fenster und Wände bekleidet, Trümeaux und Vasen reich vergoldet, alle Geräthschaften in dem gewähltesten Geschmack, von den seltensten Holzarten, mit edlen Steinen verschwenderisch geschmückt. Die Deckenstücke und andere Gemälde schienen von der Hand der edelsten Meister aus der italienischen und niederländischen Schule verfertigt; der Fußboden sogar war aus künstlicher Mosaik gebildet und stellte mannichfache Geschichten dar. Dennoch war ein jedes Gemach in einem andern Style dekorirt und trug einen eigenen Charakter. Den Saal, welcher für die Freuden der Tafel bestimmt war, schmückten Stilleben und Fruchtstücke, die von Rebenlaub und Thyrsusstäbe umrankt waren; die Gesellschaftszimmer waren mit Gobbelins

verhangen, die Schlafgemächer mit grüner oder himmelblauer Seide umhüllt. Alles geschmackvoll und reich. Lange konnte Adele sich nicht von dem Staunen erholen, das sie bei dem Blick auf diese Prunkgemächer betäubte; doch lößte sich diese Empfindung allmählig im Wohlgefallen an diesen herrlichen Umgebungen und zuletzt in Neugier auf, das Ganze näher zu betrachten. Hier fiel ihrem prüfenden Blick zuerst ein Käſtgen auf, schwarz mit Gold, auf dessen Deckel eine Perlenschiffer stand. Sie trat näher und las: Für Unzufriedene. Diese Inschrift erhob ihre Neugier noch mehr und nach einem kurzen Kampfe zwischen Furcht und Begier, siegte die letztere. Adele öffnete und — erblickte das Innere des Käſtgens mit einer Auswahl der seltensten Edelsteine geschmückt. Diademe, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe und Nadeln in der geschmackvollsten Fassung strahlten ihr entgegen. Nach einigem Zögern

wählte sie einen vorzüglich reichen Brillantring, paßte ihn an und fand ihn ihrem Finger, wie angegossen. Kaum hatte sie den Ring an ihrer Hand, so wandelte sich ihre Furcht in Heiterkeit und Entzücken. Jetzt schlug auf der benachbarten Thurmuhr die Geisterstunde. Mit dem letzten Glockenschlage öffnete sich die Thüre eines Seitenkabinets und heraus traten zwey junge, reichgekleidete Damen. Sie näherten sich Adelen, beugten sich vor ihr und schienen ihre Winke zu erwarten. Geschmeichelt von dieser Aufmerksamkeit, fragte sie Adele sehr freimüthig: wo kommen Sie her, schöne Damen und wie heissen Sie?

Stella ist mein, Lucinde der Name meiner Gefährtin, entgegnete die erste, eine blühende Blondine, die in lichtblauer Seide prangte. Ihre Gefährtin, eine junonische Brünette, die ein purpurnes Gewand umschloß, fuhr fort: wir sind von der Herr-

scherin dieses Schlosses gesendet, ihre Befehle zu erwarten und wünschen Ihnen Glück zu der Erfüllung Ihrer Wünsche.

Wer ist die Gebieterin dieses Schlosses? fragte diese schnell.

Die Fürstin Herminia, erwiederte Lucinde. Sie werden dieselbe noch kennen lernen.

Ich im Pallaste der Fürstin Herminia und der Erfüllung meiner Wünsche gewiß! dachte die Erhobene und wendete sich stolz und glücklich zu ihren schönen Dienerinnen.

Ich preise die Gnade der Fürstin, sprach sie und danke Ihnen für Ihren Glückwunsch. Doch möchte ich nicht in diesem Gewande, das von der Reise und meinem Unfall zerknittert ist, vor Ihrer Gebieterin erscheinen. Sie errathen daher meinen Wunsch. —

Die beiden Dienerinnen verstanden sie, nahmen Adele in ihre Mitte und brachten sie in ein Marmorbad, wo sich aus zwölf

krystallenen Röhren, sprudelndes Wasser in das Becken goß. Die Schöne wurde hier schnell entkleidet und entstieg nach kurzer Frist, blühend und frisch wie Hebe den verjüngenden Fluthen. Jeder ihrer Reize strahlte in höherem Schimmer. Ein Spiegelgemach nahm sie zur Toilette auf, welche durch eine königliche Garderobe und den Inhalt des schwarzen Kästgens meisterhaft vollendet wurde.

Ein Blick in den Spiegel lehrte die selige Jungfrau, wie entzückend schön sie sey. Allein auch diese Selbstbewunderung wich bald einem neuen Bedürfnis, dem Bedürfnis, sich auch von Andern bewundern zu lassen. Zwar vereinigten sich Stella und Lucinde zu dem Preis ihrer Schönheit, allein Adelens Herz fühlte nichts bei diesem Lobe. Sie hatte nicht vergessen, daß ihre Begleiterinnnn ihr die Erfüllung aller Wünsche zusagten und bemerkte diesen jetzt: so reich

und geschmackvoll sie auch durch ihre Sorgfalt gekleidet sey, so wäre dieses doch sicher nicht darum geschehen, um der kalten Bewunderung eines Spiegels ausgesetzt zu seyn!

Lucinde neigte sich lächelnd nach diesen Worten und beide winkten ihr, ihnen zu folgen. Sie durchwanderten abermals eine Reihe von Prunkgemächern und vernahmen in diesen schon ein fernes dumpfes Getöse, das, wie es schien, von einer zahlreichen Versammlung erregt wurde. Adele täuschte sich nicht. Jetzt rauschten die Flügelthüren und sie trat in den großen, blendend erleuchteten Gesellschaftssaal. In ihm war ein glänzender Cirkel der feinen Welt versammelt. Obgleich sie Niemand von den Anwesenden kannte, so schien sie doch von allen gekannt und geehrt. Mit ungezwungener Feinheit zog man sie ins Gespräch, bedauerte ihren erlittenen Unfall, hoffte sie hier zu entschädigen, ging dann zu den neuesten

Moden, der Lieblingslektüre des Tages, den beliebtesten Schauspielen u. s. w. über und schnell war die Anfangs verlegene Schöne hier in ihrem Elemente und legte ihre Schüchternheit bald völlig ab.

Mit Göthes Worten: Das Schöne thun, ist schwer, es erkennen noch schwerer, trat jetzt ein junger Mann, kräftig und blühend wie Apoll zu Adelen. Heil mir und Ihnen, schöne Jungfrau! fuhr er fort, daß uns beiden diese seltene Gabe ward. Adele lächelte und schlug die Augen nieder. Sie scherzen oder schmeicheln, erwiederte die Gefeierte; beides ist unbillig, zumal da Sie bis jetzt nur die bedeutungslose Aussenseite der Fremden kennen.

Bedeutungslos und fremd? entgegnete der schöne Jüngling. Ich verstehe. Sie erwarten, daß ich daß erstere widerlegen soll; allein Ihr Selbstgefühl thut dies besser, als es Prinz Heliodor vermag. Fremd aber sind Sie mir nur insofern, als Sie

das Gerücht, welches Sie uns als die reizendste der Erdentöchter schilderte, weit hinter sich zurück lassen. Dies ist nicht Schmeichelei, sondern Gefühl der höchsten Ueberzeugung. Adele vermochte nichts zu antworten. Die Bewerbung des schönen und geistreichen Fürstensohnes verwirrte sie völlig und sie dankte dem Himmel, als die gebotenen Erfrischungen das Gespräch unterbrachen. Mehrere Herren umringten sie jetzt, bald in stummer, bald in sprechender Verehrung. Doch wich Prinz Heliodor nicht mehr von ihrer Seite, wodurch sich Adelens Stolz und Sinnlichkeit süß geschmeichelt fühlten. Plötzlich ertönte von einem unsichtbaren Orchester liebliche Musik. Die Kreise der Sprechenden ordneten sich zum Tanze. Heliodor forderte Adelen auf und begann als der Erste der Versammlung, mit ihr den Ball. Die Geschmeichelte überließ sich stets sorgloser den Regungen der Lust und fühlte in den Armen

des männlich schönen Jünglings, nie geahnte Seligkeit. Doch schon nahte der Augenblick, wo sie den Wechsel der Lust empfinden, mit grauser Wahrheit erinnert werden sollte, wie nahe Sinnenfreuden dem Staube verwandt sind.

Die Reihentänze fingen an. In mannichfachen Gruppen wechselten die Tanzenden und stellten sinnreich und sprechend den Ausdruck der Leidenschaften dar. In diesen wundervollen Schlingungen des Tanzes verlohr Adele den Prinzen. Erschöpft ließ auch sie sich jetzt auf eine Ottomanne nieder. Stella trat zu ihr und bot ihr einen mit Rosen umkränzten Pokal. Noch darf ich nicht trinken, entgegnete Adele, denn ich bin zu sehr erhitzt; aber wo ist mein Tänzer hingekommen? fragte sie dringend. Er ruht in diesem anstoßenden Gemache, versetzte Stella, lassen Sie uns ihn aufsuchen. Adele folgte, trat ein und fand sich in einer neuen

Zauberwelt befangen. Das ganze Gemach schwamm im wollüstigem Helldunkel, welches Alabastervasen, dem Mondlicht gleich herab gossen. Blühende Rosen, untermischt mit Myrthen und dem Schmelz der Orangenblüthen dufteten auf kunstreichen Blumentischen. In halb erhabener Arbeit schimmerten an den Wänden Marmorgruppen, der sinnlichen Liebe geweiht. Der schöne Schläfer Endymion, von Luna geweckt, Leda mit ihrem gefiederten Liebling, der verrathene Mars und ähnliche Darstellungen schmückten das Zimmer. Mit Ihnen wechselten Gemälde im Geschmack eines Tizian und Correggio. Schneller hob bei diesem Anblick sich Adelens Brust, laut klopfte ihr Herz; erröthend wollte sie fliehen und — konnte doch nicht. Da fiel ihr im Hintergrunde des Gemachs ein grüner, seidener Vorhang in die Augen, der eine Nische zu verstecken schien. Sie schritt zögernd hinzu,

hob ihn empor und — o der Wonne! sah hinter demselben ihren Liebling Heliodor auf rosenfarbenen Polstern schlummernd. Sie verschlang die Erscheinung mit glühenden Blicken, sah, wie ein seliges Lächeln um den rosigen Mund schwebte, wie geheime Wonne das blühende Gesicht verklärte. Da erhob sich der Schlummernde ein wenig im Traume, nannte Adelens Namen und sank dann lächelnder zurück. Nun vermochte sich die wonnetrunkene Jungfrau nicht länger zu halten, schon wollte sie in die offenen Arme des Träumers sinken; doch Stella stand noch immer mit dem Labetrunk hinter ihr. Adelens Gefühl scheute die Dienerin. Jetzt will ich trinken, rief sie, ich lechze vor Durst. Sie nahm den Pokal und leerte ihn schnell. Stella war verschwunden. Die Glocke schlug auf dem benachbarten Thurme eins. Plötzlich rieselte es ihr wie Eis durch die Adern; der glänzende Pokal wandelte sich zum Men-

schenschädel um, dem schäumendes Blut entquoll. Aus den Rosen wurden Knochensplitter. Die Marmorbilder an den Wänden schwanden zu grinsenden Todtengerippen. Adele erstarrte und war einer Ohnmacht nahe. Doch faßte sie sich wieder und blickte noch einmal nach der Nische; allein diese war wieder geschlossen. Sie strebte jetzt, die Thüre zu erreichen, als dieselbe sich öffnete und an des Eremiten Hand eine weibliche Gestalt im langen weissen Gewande, mit bleichem Geisterantlitz eintrat.

Was suchst du hier in diesem Schlosse? fragte ernst, doch sanft die Gestalt. Adele vermochte nicht zu antworten.

So höre denn, was zu deinem Frieden dient, fuhr die Gestalt mit leiser Geisterstimme fort. Ich bin Herminia, die einstige Herrscherin dieses Schlosses, war jung und schön, eitel und sinnlich wie du. Ich erlag und wurde Verbrecherin. Du saheſt

hier im Bilde, wie dieser fromme Greis, der auch mein Warner, doch ungehört war, es dir zusagte, die Ereignisse meiner Jugendtage, ähnlich den deinigen. Zum Schlusse, rief der Eremit: sieh hier hinter diesem Vorhange, was auch dich in diesen nächtlichen Stunden bedrohte. Sieh, schaudere und sey weise! Bei diesen Worten rauschte der seidene Vorhang empor und Adele sah — ein blutendes, erwürgtes Kind, daß noch zu röcheln schien. Sie sah es und sank in Ohnmacht. — — — So wachen Sie doch endlich auf, tönte gellend der schwer athmenden Träumerin, die Stimme der zürnenden Bonne ins Ohr. Sie fuhr empor und sah sich unter einem Baume, unfern des wiederhergestellten Wagens. Sie haben süß und lang geschlafen, fuhr die geschwätzige Erzieherin fort, lassen Sie uns jetzt eilen, um ins Nachtquartier zu kommen, wo Wallen unserer harrt. Mein Nachtquartier ist

hier im Wagen, erwiederte ernst und entscheidend die Jungfrau und die heiligste Pflicht für mich, der Eltern und der sterbenden Pathe Wunsch schnell zu erfüllen.

Aber der Baron? fragte kopfschüttelnd die gefällige Französin. Ist ein Grund mehr, mich in meinem Entschluß zu bestärken. Adele hielt Wort, ließ sich weder durch das Flehen noch durch den Spott des lüsternen Wallen von ihrem Entschluß abwendig machen, sondern eilte unaufhaltsam in die Arme der sterbenden Verwandtin. Nach dem schnellen Tode der Pathe, deren einzige Erbin sie war, trat sie die Rückreise zu ihren Eltern an und entfernte den Baron mit dem lästigen Kreis ihrer ehemaligen Verehrer. Ein einfacher aber sittlich guter und verständiger junger Kaufmann erhielt bald darauf Adelens Herz und Hand und stellte durch Geist und Thätigkeit den gesun-

kenen Flor der Handlung wieder her. Sie lebte lange und glücklich im Kreise froher Eltern und Kinder, an der Seite des edelsten Gatten.

Das Verhängnis.

Unter die würdigsten Offiziere der Pr**schen Armee gehörte der Rittmeister von G. *) Er war jung und unverheirathet, hatte aber mehr Sinn für die stillen Freuden einer gewählten Lektüre und des Umgangs mit einigen wenigen geprüften Freunden, wie für die rauschenden der großen Welt.

An einem schönen Frühlingsabend ritt er mit seinem Diener aus P***, wo er

---

* Da die Personen dieser Geschichte größtentheils noch leben, so ist es uns nicht vergönnt, ihre Namen zu nennen.

A. d. H.

in Garnison lag, um die Wonne der neu grünenden und blühenden Schöpfung zu genießen. Sie waren unfern eines benachbarten Dorfes, da bemerkte der Rittmeister, daß dem Pferde des Reitknechts ein Hufeisen fehle. Er befahl seinem Diener daher, in dem nahe liegenden Dorfe den Schaden ersetzen zu lassen. Dieses geschah. Der Rittmeister ritt indessen langsam durch das große Dorf, da der Reitknecht genau wußte, welchen Weg sein Herr zu nehmen pflege. Die Abenddämmerung brach jetzt allmählich ein. Kaum war der Rittmeister eine kleine Strecke von der Schmiede entfernt, obgleich immer noch in der langen Strasse des Ortes, so bemerkte er, daß ihn an der linken Seite seines Pferdes, eine weisse Gestalt begleite, welche mit dem Gange desselben stets gleichen Schritt hielt. Er erschrack heftig, faßte sich jedoch bald wieder und beobachtete genau das Wesen dieser Gestalt. Sie schien mehr

als Schatten und doch kein wirklicher Körper zu seyn, ähnlich einem Nebelbilde; ihre Gesichtszüge vermochte er nicht zu unterscheiden. Ihm wurde jetzt immer unheimlicher bei dieser sonderbaren Erscheinung. Schnell setzte er daher den rechten Sporen seinem Pferde in die Seite, aber der Braune, ein junges sonst sehr rasches Pferd, ging unveränderlich seinen langsamen Schritt. Der Rittmeister hielt sein Pferd an, die Gestalt stand diesem dicht zur Seite. Er fragte einige Vorübergehende, ob sie nichts an der linken Seite seines Pferdes bemerkten. Sie sahen ihn verwundert an und schüttelten schweigend die Köpfe. Er ritt weiter, stets von der Erscheinung begleitet. Am entgegengesetzten Ende des Dorfes, das er jetzt erreichte, lag der Kirchhof. Ein Fußpfad führte auf diesen. Hier an dem Scheidewege verließ ihn endlich die Gestalt und wandelte auf dem Fußpfade nach dem Kirchhofe. Von G. betroffen

über diese Wendung ritt langsam und voll brennender Begierde auf die Entwicklung dieser Geschichte, dem Kirchhofe näher und ließ die Gestalt nicht aus den Augen. Er sah deutlich, wie sie durch die halb offene Thüre in das Innere des Kirchhofes trat. Die Gestalt wandelte fort, bis sie in die Mitte des Raumes zu einem großen Lindenbaume kam. Hier blieb sie einen Augenblick stehen und versank dann sichtbar und langsam in die Erde.

Der Rittmeister, aus einer altadelichen Familie entsprossen, hatte eine sehr gute Erziehung erhalten und war daher von Furcht und Aberglauben weit entfernt, obgleich auch er mit Shakespeare fühlte, daß noch so manches unter dem Monde sey, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Ernst und ruhig setzte er daher seinen gewöhnlichen Weg fort und bald erschien sein Reitknecht wieder hinter ihm. Schweigend kamen beide in P*** an, wo von G. den Tag und

die Stunde jener Erscheinung noch an demselben Abend sorgfältig in seine Schreibtafel aufzeichnete. Ausserdem erfuhr keiner seiner Bekannten etwas von diesem Vorfall. Nur seinem Herzensfreunde J*** theilte er unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit jene Geschichte mit. J*** ließ, wie jeder denkende Kopf, die Erscheinung auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, suchte seinen ernsten Freund zu erheitern und so war die Geschichte bald vergessen.

Einige Jahre nachher machte der Rittmeister in Berlin die Bekanntschaft des Barons B***, eines reichen P**schen Gutsbesitzers. B. besaß eine Tochter, welche Geist und Anmuth in einem ausgezeichnet hohen Grade vereinigte. Von der Natur durch einen sanften Charakter beglückt, wurden die Vorzüge desselben noch durch die sorgfältigste Bildung bei ihr erhoben und so war Auguste v. B. eine der wünschenswerthesten

Parthien für den jungen Adel jener Haupt-
stadt. Sie sehen und lieben war bei dem
gefühlvollen Rittmeister v. G. das Werk
eines Augenblicks und er trug es einem sei-
ner ältesten Freunde auf, um das Fräulein
in seinem Namen zu werben. Von G. war
für einen eben so tapfern als edlen Mann
in B. bekannt. Längst schmückte ihn der
Verdienstorden. Männliche Schönheit und
zwey schuldenfreie Güter, waren ausser die-
sem, keine verächtliche Zugaben. Dennoch
schienen seinen heissen Wünschen kaum über-
steigliche Hindernisse entgegen zu stehen. Au-
guste liebte zwar den biedern und schönen
Mann mit hoher Glut, aber dem Ehrgeitze
des Vaters schien diese Heirath zu gering.
Das Krankenlager und bald das Sterbebette
milderten die Gesinnungen des Ehrgeitzigen.
Er wollte nicht scheiden, ohne die Wünsche
seiner Lieblingstochter erfüllt zu haben. Zwey
Tage vor seinem Tode legte ein Prediger

die Hände der Liebenden vor dem Bette des Kranken seegnend in einander. Nach der Trauung wünschte der Baron mit dem Prediger allein zu seyn. Dieser war lange bei ihm und war in Beziehung auf die Unterredung mit dem Sterbenden, verschwiegen gegen die jungen Eheleute. Erst mehrere Monate nach dem Tode des Barons, entdeckte der Prediger dem Rittmeister, daß der Verstorbene ihm sonderbare Ahnungen mitgetheilt habe, die ihn wachend und in Träumen geängstigt hätten und deren Inhalt gewesen sey: sein Liebling Auguste werde unglücklich in ihrer Ehe seyn und ihm bald nachfolgen. Er, der Prediger habe diese Träumereien, gleich dem Arzte, aus dem unregelmäßigen Andrang und den heftigen Wallungen des Blutes erklärt, wobei sich der Sterbende beruhigt hätte. Nach dem Tode des Vaters eilten die Vermählten nach P*** in die Garnison des Rittmeisters

zurück und verlebten hier in dem Genusse gegenseitiger Liebe und Achtung, selige Tage. Ein halbes Jahr nach ihrer Vermählung wurde der Rittmeister genöthigt, seine Güter in Schlesien zu bereisen und da die Angelegenheiten, die er dort zu ordnen hatte, gerade nicht zu den erfreulichsten gehörten, so entschloß er sich, seine Gemahlin in P** zurückzulassen. Eine Frist von wenige Wochen sollte ihn wieder in ihre Arme führen. Allein die Rechnungen, welche er dort durchzusehen fand, die nöthigen Veränderungen, die zur Verbesserung des Ganzen durchaus nothwendig waren und ähnliche Verrichtungen mehr, ließen den Sehnsüchtigen dennoch unter zwey Monaten nicht an seine Abreise denken. Auf den Flügeln der Liebe eilte er nach vollendeter Arbeit nach P***, fand aber seine Gemahlin nicht daselbst. Seine Freunde benachrichtigen ihn, daß diese das schöne nahgelegene Dorf *** zu ihrem Auf-

enthalte während des Frühlings und seiner Abwesenheit gewählt und deshalb bei dem Prediger des Orts eine Wohnung bezogen habe. Ohne Rast setzte sich der Rittmeister zu Pferde und flog nebst seinem Reitknechte dem bekannten Dorfe zu. Er eilt in die Wohnung des Predigers. Niemand kommt ihm entgegen. Er stürmt die Treppe hinauf, alle Zimmer sind leer. Jetzt kommt aus einem Kabinet das Kammermädchen seiner Gemahlin — in Trauer. Ach! sind Sie endlich da, gnädiger Herr! rief sie hastig. Um Gotteswillen, was ist? unterbricht sie der Rittmeister, dem schon alle Schrecken der Hölle die Brust zerfleischen.

Und Sie wissen nicht? — Nein, nein! fleht der Zerstörte und zerrt sie fort zu dem eben eintretenden Prediger. Dieser bittet ihn um einige Augenblicke Ruhe und beginnt folgende Erzählung. Daß ihre Frau Gemahlin mir die Ehre erzeigte bei mir während

Ihrer Abwesenheit zu wohnen, wissen Sie. Meine Familie nebst mir zählt diese Tage unter die heitersten unseres hiesigen Aufenthaltes. Ihre Frau Gemahlin leistete meiner Gattin und mir auf unsern Spaziergängen Gesellschaft; bald lasen wir, bald scherzten wir, bald erzählte ich wichtige Momente aus der älteren und neuern Geschichte. So flohen unsere Tage schnell, heiter und nützlich. Vor acht Tagen, Abends, zu einer Zeit, wo mich Amtsgeschäfte entfernt hielten, kehrte Ihre Frau Gemahlin nebst ihrem Kammermädchen allein von einem Spaziergange zurück. Dem Pachter war ein wilder Stier entlaufen, er rannte die lange Strasse hinab, in der sich gerade Ihre Frau Gemahlin befand und stieß diese zu Boden, ohne sie jedoch äusserlich zu verletzen. Das Kammermädchen hatte sich voll Todesangst in ein Nachbarhaus gerettet. Man fand die Dame in Ohnmacht und brachte sie besinnungslos

in mein Haus. Bald kam sie jedoch wieder zu sich, klagte aber über heftige Schmerzen, welches um so natürlicher war, da sie sich, wie Sie wissen, in dem sechsten Monate ihrer Schwangerschaft befand. Ich bot Alles, was in meinen Kräften stand, zu ihrer Rettung auf. Die beiden berühmtesten Aerzte aus P*** trafen ein, verordneten und gaben große Hoffnung zur Genesung.

Aber jetzt trat ein Umstand ein, der alle unsere Anstalten vereitelte. Ihre Frau Gemahlin kam am andern Tage mit einem todten Kinde nieder und starb drei Stunden darauf, gelassen, ergebungsvoll, als Christin. Hier konnte der Prediger vor Weinen nicht weiter fortfahren. Der Rittmeister selbst war besinnungslos und starrte wahnsinnig die Tröstenden an. Am andern Tage verlangte er von dem Prediger, zum Grabe seiner verewigten Auguste geführt zu werden. Dieser suchte es abzulehnen, aber vergebens.

Hier, sagte das Mädchen, als sie einige Schritte vor der Schmiede vorüber waren, hier trug sich das Unglück mit der gnädigen Frau zu. Der Rittmeister blickte auf und hatte zum erstenmal wieder Thränen. Sie befanden sich jetzt an dem Ende des Dorfes in der Nähe des Kirchhofes. Hier ist der Kirchhof, sprach der Prediger, zur Rechten deutend. Der Rittmeister fuhr auf, sah um her und schrie dann plötzlich: um Gotteswillen meine Ahnung! Dort ruht Auguste unter der Linde. Verwundert bejahte es der Prediger und suchte den Zerstöhrten zu beruhigen. Doch vergebens! Dieser riß sich los, stürtzte auf den Kirchhof und sank unter der Linde lautweinend auf das frische Grab seiner entschlummerten Gattin. Nach einiger Zeit, als die ersten stürmischen Gefühle vorüber waren, hob ihn der Prediger sanft empor, zog ihn an seine Brust und weinte mit ihm. Diese Theilnahme gab allmählig dem Unglücklichen seine Fassung wieder. Arm in Arm kehrten die

Traurenden hierauf zurück. An welchem Tage und in welcher Stunde starb meine verewigte Gattin? fragte nach der Rückkehr, der Rittmeister den Prediger. Es war am 13ten May, Abends drei Viertel nach sieben Uhr.

Hastig griff bei dieser Aussage der Erstere nach seiner Schreibtafel, las, erblaßte und reichte sie dann zitternd dem Staunenden. Alles traf zwischen dem Ort und dem Tage, an dem v. G. jene oben erwähnte Erscheinung hatte und dem Todestage seiner Gattin aufs Genaueste zu. Jenes war der 13te May, wie dieses; die Stunde, der Kirchhof, die Linde; Alles traf ein. Sogar der Ort, an welchem der Rittmeister zuerst die Erscheinung erblickt hatte, war derselbe, wo seine Gemahlin den Unfall erlitt, welcher ihr den Tod brachte. v. G. erzählte, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, den Zusammenhang der Geschichte dem staunenden Prediger, der über dieses wundervolle Verhängnis betroffen und gerührt

war. Er fühlte wohl, daß alle, selbst philosophische Waffen im Kampfe gegen die Erklärung jener sonderbaren Erscheinung nichts vermöchten. Der Rittmeister nahm bald nach diesem traurigen Ereignis, das alle Freuden seines Lebens untergraben hatte, seinen Abschied, siedelte sich bei seinem neuen Freunde an und beschloß bis ans Ende seiner Tage, in der Nähe von Augustens Grabstätte zu weilen. *)

* Ein Seitenstück zu dieser Geschichte theilt uns Käſtner mit. Hier ist die Käſtnerische Erzählung größtentheils mit seinen eigenen Worten.

„Ich hatte" so beginnt er, „in Leipzig einen Zuhörer, der aus einer Hauptstadt Deutschlands und zwar aus einer in der gelehrten Geschichte berühmten Familie war. Der junge sehr gebildete Mann kam mit vielen Kenntnissen auf die Universität und widmete sich daselbst der Philologie, den schönen Wissenschaften und der Mathematik mit glücklichem Fleiße. Er ward Doktor und fing an Vorlesungen zu halten, wobei er jedoch sehr einsam lebte und stets studirte. Wenn ich ihn erinnerte, sich zuweilen zu zerstreuen, so antwortete er mir: zu meiner Erholung dient mir die Lektüre des Homer. An einem

Winterabend erhielt ich von ihm ein französisches Billet, des Inhalts: Es erschienen an jedem Abend wundervolle Bilder an der Wand seines Zimmers, die Beziehung auf sein künftiges Schicksal hätten, obgleich sie unstreitig durch eine Zauberlaterne aus einem benachbarten Hause in seiner Wohnung dargestellt würden. Er lade mich ein, Zeuge hiervon zu seyn. Ich kam, fand ihn sehr ruhig und besonnen und sprach mit ihm über jene Erscheinungen, die er als natürliche Produkte einer Laterna magica mir angab. Plötzlich blickte er starr auf die rechte Wand seines Zimmers, rief: „Sehen Sie!" und beschrieb mir dann mit der Genauigkeit eines Gemäldebeschauers, die Scenen der Bilder, die ihm erschienen. Ich sah wie natürlich, nicht das Geringste. Er bedauerte zum Schlusse den Aufwand der Menschen, die sich um ihn solche Mühe gäben um ihn zu ihren Zwecken zu bestimmen. Ich wagte es nicht, ihm zu widersprechen und verließ ihn, voll Bedauern. Er starb einige Jahre darauf."

Die Parabel

Die drei Lehren.

Das Ende meines Lebens naht, sprach einst Sophus, der Liebling Vespasians, zu seinem Sohne. Du kennst die Opfer, welche ich dem Kaiser und dem Staate seit langen Jahren brachte. Die Erkenntlichkeit des ersteren nebst der Rücksicht auf deine Talente lassen mich daher mit hoher Wahrscheinlichkeit hoffen oder vielmehr fürchten, daß du nach meinem Tode die Stelle deines Vaters einnehmen werdest. Für mich, wahrlich! keine erfreuliche Aussicht. Denn nicht Talente allein, sondern weit mehr ein hoher Grad von Lebensklugheit, Geistesgegenwart, Kennt-

niß und weise Behandlung der Charaktere, Erfahrung und schnelle Benutzung des Augenblicks, gehören dazu, um als Höfling auf dieser schlüpfrigen Bahn nicht zu straucheln. Ach! und wie viel dir hiervon noch fehlt, dies zu beurtheilen, überlasse ich deinem eigenen Gefühl.

Sophronius gestand erröthend seine Schwäche. Sophus fuhr fort: du kennst die Verhältnisse unseres Hofes, kennst den Geiz und die übrigen Schwächen des Imperators; ich muß dich also hier deiner eigenen Erfahrung überlassen. Doch versprich mir, drei Lehren vorzüglich zu befolgen und ich werde ruhiger von der Erde scheiden.

Sophronius versprach, Thränen im Blick, die genauste Erfüllung der väterlichen Lehren.

So höre: fuhr Sophus fort. Erstens: Bitte nie um das Leben eines Verurtheilten. Zweitens: Lade nie Gäste zu deiner Tafel, welche an Rang und

Macht über dir stehen. Drittens: Ver-
traue nie deiner Gattin, sey sie auch
die Treue und Verschwiegenheit
selbst, einen Gegenstand von hoher
Wichtigkeit.

Nur dieses? fragte Sophronius nach geendigter Rede verwundert seinen Vater. Wie gern will ich jene Grundsätze befolgen. Sophus starb wenige Tage nachher. Kaiser und Volk trauerten wahr und tief um den Todten. Der erstere hatte in ihm einen unbestechlichen Freund, einen nicht schmeichelnden aber bewährten Rathgeber, das letzte eine Aegide gegen Bedrückung und Ungerechtigkeit verlohren. Vespasian glaubte die Verdienste des Vaters am würdigsten dadurch zu belohnen, daß er dessen Sohn in die Ehrenstellen desselben einsetzte. Bald galt Sophronius als Liebling Vespasians, als Freund und Gefährte des kaiserlichen Prinzen Titus. Er schien die Furcht seines Vaters Lügen zu

strafen, denn er betrug sich im Glück mäßig, weise und vorsichtig. So erfreute er sich mehrere Jahre hindurch der unwandelbaren Gunst des Kaisers und der innigsten Freundschaft seines Sohnes.

Einst wurde die Schatzkammer erbrochen, der Räuber entdeckt und zum Strang verurtheilt. Der Verbrecher ward zur Richtstätte geleitet. Eine zahllose Volksmenge folgte. Das Getümmel zog auch den Sophronius herbei. Er erblickte in dem Thäter einen Jüngling von der edelsten Gestalt. Das allgemeine Bedauern folgte dem Unglücklichen. Die Freunde des Sophronius und seine Gemahlin beschworen diesen, den Verurtheilten zu retten. Man schilderte ihm den Unglücklichen, als einen jungen Menschen von guter Familie, welchen Leichtsinn und Leidenschaften in einem furchtbaren Augenblicke des Kampfes zwischen öffentlicher Schande und heimlichem Verbrechen, zu diesem

Schritte verleitet hätten. Sophronius ließ sich von seinem eigenen Herzen und der edlen Gestalt des Jünglings bestochen, dazu überreden. Er befahl dem Zuge anzuhalten, flog zu seinem Freunde Titus und erhielt von diesem die Gewährung seiner Bitte, unter der ausdrücklichen Bedingung, den Verbrecher zu seinem Leibeigenen zu machen. Kaum hatte er die Zusage des Gütigen, als ihm des Vaters strenges Verbot, keinen Verbrecher vom Tode loszubitten, einfiel. Allein die Beschämung, seine kaum gethane Bitte zu widerrufen, das Gefühl, einem Menschen das Leben zu retten und die Gewißheit, die Hoffnungen seiner Freunde erfüllen zu können, ließen ihn den Gedanken an jene feste, seinem Vater auf dem Sterbebette gethane Zusage unterdrücken. Doch geschah dieses nicht ohne heimliche Misbilligung seines Gewissens. Er kehrte jetzt zurück und verkündigte dem angstvoll Harrenden, Freiheit.

Dieser stürzte wonnetrunken zu seinen Füßen; das Volk jauchzte. Heil dem edlen Sophronius! Heil dem Retter der Unglücklichen! jubelten zehentausend Stimmen. Sophronius kehrte unter der Begleitung seiner Freunde mit seinem neuen Sklaven nach Hause. Dort warf sich der errettete Kleopax abermals zu den Füßen des Sophronius.

Dieser hob ihn auf und fragte den Freudeglühenden, was ihn zu jenem Verbrechen verleitet habe? Die drei großen Feinde der Römertugenden, erwiederte er: ungemischter Falerner, Cytherens Pristerinnen und das Würfelspiel. Das letzte war die eigentliche Veranlassung zu meiner That. Ich verlohr in einer unglücklichen Nacht Alles, spielte auf Treue und Glauben weiter und suchte, zerstöhrt von nächtlichen Ausschweifungen, in dem Pallaste des Titus, in welchem ich durch Vertraulichkeit mit einigen seiner Diener, heimisch war, durch Raub meinen Verlust

zu ersetzen. Ich wurde ergriffen und mit Recht verurtheilt. Das übrige weißt Du. Ich bin noch jung, meine Verirrungen und ihre schrecklichen Folgen haben mich weise gemacht. Dir und deinem Dienste, großmüthiger Retter meines Lebens! sey jeder Augenblick desselben geweiht. Kleopax schien Wort zu halten und Sophronius das gebrochene Versprechen zu vergessen. Dieser stieg immer höher in dem Vertrauen des Imperators, so wie in der herzlichen Liebe des Titus zu ihm. Eines Tages, da Sophronius entzückt von einer neuen Gnade seines Herschers heimkehrte und seiner Gemahlin freudetrunken das Ereignis erzählte, sprach diese zu ihm Folgendes: Theurer Gemahl! das Vertrauen des Kaisers und die Freundschaft seines herrlichen Sohnes ehren Dich, wie noch keinen seiner Minister. Längst schon wäre es heilige Pflicht für uns gewesen, unseren Dank für die Auszeichnung, welche dir

widerfährt, öffentlich durch irgend ein glänzendes Fest darzubringen. Du weißt, daß unser hetrurisches Tafelgeschirr gestern angekommen ist. Wie wäre es, wenn wir den Hof zur Tafel lüden und den Imperator nebst seinem Sohne ersuchten, die Freuden des Mahles durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Der eitle Sophronius lächelte und ließ sich von der Schwäche seiner Gemahlin hinreißen, ihren Plan anzuhören.

Wie würde das Volk staunen, sprach sie, wenn es den Kaiser in unserm Hause erblickte, welcher Triumph müßte des Herrschers Anwesenheit uns über unsere Feinde bereiten, wie sehr würde sie das Vertrauen und die Ehrfurcht unserer Freunde und Klienten gegen uns vermehren!

Flora setzte ihrem Gemahl ihre Ideen in Beziehung auf die Anordnung des Festes auseinander und gewann durch ihren richtigen Geschmack und die Phantasie ihrer Darstel-

lung, den Geschmeichelten völlig für ihre Entwürfe. Schon hatte sie noch während seiner Anwesenheit deshalb einige Befehle an ihre Sklaven ergehen lassen, als sie plötzlich eine Veränderung in den Mienen des Gemahls bemerkte; seine Stirn furchte sich, seine Augen wurden düster.

Wir müssen dennoch, begann er, den Plan zu dem Feste aufgeben, geliebte Flora! ich versprach dem sterbenden Vater, nie Höhere als ich bin znm Mahle zu laden. Einmal habe ich schon sein Gebot bei der Lebensrettung Kleopax übertreten. Bei der zweiten Versuchung will ich meinem Worte treuer bleiben.

Und du bereust die erste Uebertretung? fragte lächelnd Flora den Verlegenen.

Gewiß nicht, erwiederte Sophronius, aber — Aber, fiel hier seine schöne Gemahlin mit komischer Parodie ein, die ihr so gut ließ; aber alte Leute werden wunderlich und junge haben das Recht und Bedürfnis,

das Leben zu genießen, so lange das Blut noch schnell und sprudelnd in den Adern kreist. Laß mir die Freude, den Imperator und deinen Freund Titus zu bewirthen. Ich übernehme alle Anstalten und so bist du ja frei von jedem Vorwurfe der Uebertretung. Mit diesen Worten umarmte die reizende Flora ihren Gemahl und verschloß ihm den Mund zu ferneren Einwendungen mit süssen Küssen. Ueber die Sophistin lächelte Sophronius und schwieg. Die Gäste wurden geladen.

Vespasian und Titus erschienen. Seit den Zeiten des Lukull und Apicius hatte man zwar mehr Verschwendung bei den Freuden des Mahles unter Kaligula und Nero, aber nicht mehr Geschmack und zweckvolle Anordnung mit Pracht und Reichthum vereint gesehen wie bei dem Feste des Sophronius. Der Hof staunte; der Imperator selbst bewunderte die sinnreiche Anordnung, die künst-

lichen Geräthschaften, die prachtvollen Gefäße. Als aber bei jedem Gange die Pracht des Geschirres sich mehrte, da wurde der Kaiser zerstreut und immer zerstreuter, und da bei den letzten Gerichten des Nachtisches, die silbernen Gefäße alle mit goldenen vertauscht wurden und die seltensten Weine aus krystallenen Springwerken sprudelten, da konnte Vespasian einen geheimen Grimm kaum mehr verbergen. Er verließ bald nach aufgehobener Tafel die Versammlung mit seinem Gefolge. Habsucht war bekanntlich ein Hauptfehler in dem Charakter dieses sonst würdigen Herrschers. Kaum war er in seinem Pallaste angekommen, als er sich und einigen seiner Vertrauten, die Bemerkungen, welche er schon während der Tafel in dem Hause des Sophronius im Stillen machte, hier laut wiederholte. War es nicht, so begann er, als wollte dieser Knabe, dessen Glück ich schuf, dessen Leben von meinem

Wink abhängt, durch seinen ungeheueren Aufwand, durch seine plumpe Prahlerei meiner kaiserlichen Hoheit spotten. Die Höflinge bejahten schadenfroh und glücklich über den wahrscheinlichen Fall des bisherigen Lieblings, die Frage des gereitzten Herrschers. Jeder der Anwesenden wußte ein anderes Beispiel von ungeheuerer Verschwendung an der Tafel des Sophronius, dessen Geschmack und Bewirthung sie noch vor einer Stunde laut und mit Begeisterung priesen, dem Kaiser anzugeben. Und von wem hat er diese Schätze? fuhr Vespasian fort. Das Privatvermögen seines Vaters war bedeutungslos, denn dieser war unbestechlich und ein sparsamer Haushalter. Er vermied es zu glänzen und strebte vielmehr, im Verborgenen Gutes zu wirken. Welch ein Unterschied zwischen ihm und seinem thörichten Sohn! Mir oder dem Staate hat dieser seinen Reichthum entwendet, so schloß der erhitzte Imperator, darum

sollen jene Schätze auch wieder in ihren Urquell zurückfließen.

Am andern Morgen befahl der Kaiser, alle Prachtgefäße, welche am vergangenen Tage die Tafel des Sophronius schmückten, diesem hinweg zu nehmen. Es geschah und Sophronius sah aus dem Verfahren des Imperators, seinen nahen Untergang voraus. In diesen schrecklichen Augenblicken stand die Gestalt seines sterbenden Vaters ihm vor Augen und noch tönten dessen Lehren in das Ohr des Ungehorsamen. Der Leichtsinnige verwünschte jetzt seine Schwäche. Ich bin verlohren, rief er sich selbst zu, verlohren dadurch, daß ich zwei weise Regeln eines am Hofe ergrauten Vaters unbeachtet ließ; die Nichtbefolgung der dritten kann mich kaum unglücklicher werden lassen, als ich schon bin. Ich möchte wohl den Versuch wagen, setzte er nach einigem Besinnen hinzu, ob auch bei der dritten Lehre, die Erfahrung

meines weisen Vaters Recht behält. Nach langem Kampfe sendete er Boten ab, erhielt Antwort und eilte hierauf am kommenden Morgen zu seinem Freunde Titus. Dieser nahm ihn freundlich auf, tröstete den Beraubten und hoffte mit ihm, daß auch hier die Zeit unstreitig die beste Mittlerin zwischen den Entzweiten seyn würde. Sophronius dankte für den Trostspruch, bat um die Fortdauer seiner Gnade und sagte dann, daß er einen Auftrag von ganz eigener Art an ihn habe.

Und der ist? fragte Titus mit gespannter Neugier. Eine Fremde von königlichem Range und was mehr sagen will, von göttlicher Schönheit hat Dich o Cäsar! bei deinem Triumphe erblickt. Sie war um dieses Schauspiels willen, nach Rom gekommen, sah Dich und rief aus: Ein Gott hat ihm seine Gestalt geliehen; dies ist nicht Titus, dies ist der junge Mars, wie er Cytheren erschien. Sie will, sie kann nicht aus dem großen

Reiche scheiden, ohne Dich vorher noch einmal gesehen und gesprochen zu haben.

Wo wohnt sie? fragte der Geschmeichelte.

Auf dem Landgute meiner Schwester Tullia, sechs Meilen von hier, auf der Straße nach Kapua. Hier in diesem Briefe an mich, findest du die ehrfurchtsvolle Einladung meiner Schwester, ihr die Gnade deines Besuchs auf einige Tage zu schenken.

Titus las, lächelte und beschloß nach einigen von seinem Freunde Sophronius beseitigten Einwendungen, das Abentheuer zu bestehen.

Nur eine Bedingung macht meine Schwester und ihre Freundin: strenge Verborgenheit und tiefes Schweigen über den Ort deines Aufenthalts, während deiner Abwesenheit von Rom!

Titus versprach es und eilte noch an demselben Tage auf Tullias Landgut. Dort machte die unterrichtete Schwester den gütigen

Titus mit der Ursache bekannt, weshalb Sophronius den kaiserlichen Freund getäuscht und dadurch seine Entfernung von Rom bewirkt habe. Diese gehörte nothwendig in den Prüfungsplan der Gemahlin desselben, um dadurch die Haltbarkeit und Wahrheit der dritten Lehre des weisen Sophus zu erfahren. Tullia war zu schön und geistreich, um den Titus seine Reise bereuen zu lassen. Die Reitze des herrlichen Landguts beim Eintritt des Frühlings, der Umgang mit schönen Frauen, vereint mit der wünschenswerthen Erholung von drückender Geschäftslast, schufen dem erheiterten Cäsar die drei Tage seiner Abwesenheit von Rom, in eben so viele Stunden um. Dennoch war er begierig auf die Entwicklung des Plans seines Freundes Sophronius.

Kaum war Titus von Rom entfernt, so kehrte Sophronius, dem Anscheine nach zerstöhrt und angstvoll nach Hause zurück.

Flora kam ihm entgegen. Was fehlt dir? fragte ihn die Erschrockene; trifft uns ein neues Unheil? —

Verlegen und ausbeugend antwortete ihr der Gemahl mit halben Worten.

Was sehe ich! rief sie erbleichend und fuhr zurück, dein Gewand ist mit Blut befleckt. Weinend flehte sie den Verwirrtscheinenden um Aufklärung dieses Ereignisses. So bin ich denn verrathen! rief Sophronius mit Entsetzen; wohlan, ich will dich von meinem Unglück unterrichten, aber ich flehe dich um Verschwiegenheit, denn von ihr hängt mein Leben ab.

Flora versprach Alles und vernahm aus Sophronius Munde folgende Erzählung.

Ich war im Begriff, diesen Morgen auszugehen, als ich den Cäsar Titus vor meinem Garten vorbeigehen sah. Ich lud ihn ein, näher zu treten; er that es mit sicht-

barer Kälte. Auch Titus ist mein Feind geworden! rief ich erschüttert aus.

Nicht dein, sondern deines Leichtsinnes und deiner Verschwendung Feind, erwiederte der Cäsar und begann mit bitterem Tadel mein Fest zu schmähen.

Ich vertheidigte mich, suchte ihn von der Reinheit meiner Absichten zu überzeugen, aber vergebens.

Je mehr ich sprach, je heftiger wurde er; endlich rief er entrüstet aus: es ist, wie ich sehe, vergebene Mühe, einen Mohren zu waschen, lebe wohl und versuche es, weiser zu werden. Mit diesen Worten wollte er forteilen.

Ich hielt ihn zurück, er wurde heftiger und schalt mich einen Thoren; auch ich verlohr die Geduld. Da zog er sein Schwerd, ich vertheidigte mich und hatte das Unglück, den Sohn des Kaisers zu ermorden.

Flora sank bei diesen Worten besinnungslos auf das Polster zurück. Als sie sich erholt hatte, fragte sie ihren Gemahl, wo sich der Leichnam befände?

Ich habe ihn eigenhändig unter dem Gebüsche des Parks begraben, erwiederte er. Du siehst nun, theuerste Flora! schloß Sophronius seine Rede, daß nur heiliges Schweigen mich retten kann. Ich bin ein Römer, wurde von einem Römer beschimpft und war in Gefahr, von ihm thätlich mishandelt zu werden, darum konnte ich nicht anders handeln.

Flora gelobte das strengste Schweigen und verging über dieses schreckliche Ereignis in Thränen. So fand sie ihre Freundin Kamilla, die Gemahlin des Feldherrn Philippus am Abend. Was fehlt dir, meine Theure? fragte die besorgte Kamilla. Warum in Thränen? Ich fand dich doch neulich über den Verlust deiner Kostbarkeiten sehr getröstet.

Flora haschte verlegen nach Ausflüchten. Kamilla wurde dringender. Du weißt es, geliebte Jugendgespielin! fuhr sie fort, daß wir von Kindheit an, unsere Freuden und Leiden uns vertrauten und so dieselben gemeinschaftlich, leichter trugen. Warum zögerst du jetzt, in das treue Herz der Freundin, deinen Kummer zu ergießen? Flora wurde erweicht und nach den heiligsten Schwüren der Freundin, das Geheimnis wie ihr Leben zu bewahren, vertraute sie ihr den Mord ihres Gemahls, an dem kaiserlichen Prinzen begangen.

Kamilla schauderte aber versprach in thränenvoller Umarmung, noch einmal ewiges Schweigen. Sie verließ ihre unglückliche Freundin und eilte nach Hause. Dort fand sie ihren Gemahl Philippus, einen Günstling des jungen Cäsars, in heftiger Unruhe. Er berichtete seiner Gemahlin, daß

man den Titus vermisse und der Kaiser sehr bestürzt darüber sey. Kamilla schwieg, obgleich ihr das Geheimnis beinahe das Herz abdrückte. Am folgenden Abend war die Unruhe des Feldherrn größer, der ganze Hof in der heftigsten Bestürzung. Philippus war bleich und genoß weder Speise noch Trank. Seine Gemahlin war in unbeschreiblicher Angst; dennoch schwieg sie. Als aber das Ehepaar den Torus bestiegen hatten, die liebende Gattin den Gemahl schlaflos erblickte und sein Seufzen vernahm, da vermochte sie nicht länger zu schweigen. Sie entdeckte ihm die Ursache von dem schnellen Verschwinden des kaiserlichen Prinzen und bat ihn am Schlusse ihres Geständnisses, doch ja! ihr Geheimnis zu ehren, das sie um der Ruhe ihres theuern Gemahles, Preis gegeben habe. Und von wem vernahmst du die Geschichte dieser Schreckensthat? fragte der Erstaunte.

Von der Gemahlin des Unglücklichen, erwiederte Kamilla.

Von Flora selbst?

Ja, meine Jugendfreundin vertraute mir ihr Unglück. Der Feldherr schwieg jetzt gegen seine Gemahlin. Allein schon in der Frühe des andern Morgens zeigte er die furchtbare That dem Kaiser an.

Sophronius wurde verhaftet und in einen unterirdischen Kerker geworfen. Das Volk, unbekannt mit dem Hergang der Sache, murrte über die Gefangennehmung seines Lieblings. Dieser ward von dem kaiserlichen Gerichtshofe zu dem grausamsten Tode verurtheilt. Hochverrath und Kaisermord hieß sein Verbrechen. Man suchte einen fühllosen Peiniger, der dem Unglücklichen die Qualen des Todes durch schreckliche Martern verlängern könne.

Allein es fand sich kein Henker. Sophronius lebte zu innig in dem Herzen des

Volks. Man versprach endlich eine Belohnung von zehntausend Sestertien für diesen Dienst. Da trat Kleopax auf, welchen Sophronius vom Tode errettet hatte und erbot sich, für jene Summe das Henkeramt zu verwalten. Die Bedürfnisse dieses Ungeheuers waren größer, als seine Macht zu ihrer Befriedigung. Daher war ihm jedes, selbst das abscheulichste Mittel willkommen, das ihm auch nur periodischen Genuß für seine Leidenschaften verhies.

Das Volk wüthete, als es jenes Erbieten vernahm und wollte den unglücklichen Sophronius gewaltsam befreien.

Jetzt erschien plötzlich Titus, einem Wesen aus höheren Welten gleich, in den Reihen der versammelten Höflinge, vor dem Throne seines Vaters. Starres Entsetzen ergriff die Anwesenden. Vespasian eilte nach einem Augenblick des Staunens, vom Throne herab, in die Arme des Todtgeglaubten,

Wiedergefundenen. Titus warf sich vor seinem Vater nieder und flehte seine kaiserliche Macht um die Gewährung einer einzigen gerechten Bitte an. Vespasian berührte des Sohnes Haupt mit dem Scepter und versprach es.

So flehe ich um Gnade für den schuldlosen Sophronius und um Wiedereinsetzung in seine Stellen, sprach Titus. Freudig gewährte nach des Sohnes Erzählung von den Vorschriften des Sophus und von der Nichtbefolgung des Sophronius, Vespasian sein Verlangen. Sophronius erhielt sich, weiser geworden, lebenslang in der Gnade des Kaisers und in der Freundschaft des Titus. Kleopax aber empfing den Tod auf dieselbe Art, wie er sie seinem Retter bereiten wollte.

Gedichte.

Das neue Jahr.

Ein Gesicht.

In des entfloh'nen Jahres letzten Stunden
Sann ich dem Lauf der Zeiten düster nach
Und so entschlummert' ich auf stillem Lager.

Da — sieh! welch reizend, lachendes Gefild'
Umfängt mich hier, in diesem heitern Thal;
Doch ist kein Ausgang sichtbar, rings nur Felsen
Und fest geschlossen ist die schwarze Pforte.
Dort aber hemmt ein glänzend Silberthor
Und hinter ihm, ein dichter Nebelduft
Des ungeweihten Wandrers Blick und Schritte.

Ein Greis, gebückt, mit finstrer Miene schleicht
An mir vorüber und es öffnet sich

Die dunkle Pforte der Vergangenheit;
Verschlungen hat das Eisenthor den Alten.
Doch — welch ein neues Schauspiel drängt sich mir
Aus jener Silberpforte schnell entgegen!
Ein Knabe, blühend wie das Morgenroth
Und von der schönsten Jungfrau sanft geleitet,
Tritt lächelnd in das heit're Thal hervor
Und über der bekränzten Scheitel schwebt
Ein hoher Jüngling, ernst in Blick und Mienen,
Den Sonnenstrahl der Wahrheit auf der Brust.

Das Götterkind betritt den grünen Pfad
Kaum an der Hoffnung sanfter Hand, da lebt
Im stillen Thale plötzlich jeder Strauch,
Von allen Seiten wogt ein bunter Haufe
Und schnell umringen sie den holden Knaben.
Der Jungfrau Lächeln zieht sie magisch an
Und jeder trägt vertrauensvoll die Wünsche

Des Herzens, laut dem holden Kinde vor.
Da stärkt auch mich der Hoffnung süsses Win-
ken,
Das Heiligste was meine Seel' erfüllt,
Verkünd' ich jetzt dem schönen Götterknaben.
Vernehmt, was ich von seiner Huld erbat.

»O gieb, du Genius des neuen Jahres
»Der Menschheit Frieden, eine schöne
Kette,
»Der Eintracht Himmelsband umschling' die
Völker
»In Süd nnd Nord, am Rhein und Senegal.
»Dich aber theures Vaterland! vor
allen
»Erfreue Dich der Ruhe stilles Glück!

»Der Herrschsucht schwarze, blutige Megäre
»Hat mit der Krieges Fackel dich entzündet
»Und überall, wohin mein Auge schauet,
»Ersch' ich grause, dampfende Ruinen,
»Zerstöhrte Städte und verbrannte Dörfer,

»Die einst in bunter Pracht dem Auge lachten,
»Blick' ich auf Leichen, blutgedüngte Felder
»Und bleiche Bettler, die mit nassem Blick
»Sich von den Trümmern ihrer Habe wenden.

»Doch nach des Vaters ewigem Gesetz
»Strahlt heit'res Licht nach finstrer Mitternacht,
»Folgt milder Seegen jeder Erdennoth.
»Dem Kampfe nur entsprießt der Ruhe Glück
»Und die Entbehrung krönt Zufriedenheit.

»Ach! würde doch auch uns, ihr deutschen Brüder,
»Der deutschen Ahnen ernster Sinn verliehen,
»Der fern vom Taumel niedrer Lust und Zwecke,
»Nur nach dem Höchsten, still doch ewig strebt.«

Hier winkt der Jüngling mit dem Sonnenstrahl

Und senkt den Myrthenkranz in seiner Hand,
Es lächelt mir der Menschheit Genius.

»Doch selbst aus Trümmern, sprach ich,
sprossen Blumen
»Und Gutes keimt in jedem Menschenalter.

»Einst war die Zeit, da floh der Christ den
Christen,
»Wenn nicht ein Tempel sie zum Lobgesang,
»Zum Preis des Vaters aller Welt vereinte;
»Jetzt liebt der Mensch den Menschen, sey
er Christ,
»Sey er ein Heide, wenn Gefühl und Geist
»Ihn seiner Lieb' und Achtung würdig preißt.

»Einst war die Zeit — noch sträubt sich
mein Gefühl
»Bei der Erinnerung an jene Tage —
»Wo Jugendbildung nur ein Unding hieß.
»In dumpfe, finstre Kerker eingeengt,
»War Formelnwerk der zarten Kleinen
Qual,

»Der Schule Zwang war ihnen Bild der
Hölle,
»Erlösung nannten sie den Glockenschlag,
»Der des Tyrannen Herrschaft endigte
»Und die Geängsteten zur Freiheit rief.
»Jetzt aber eilt mit regem Feuereifer
»Der Kinder frohe Schaar zu lautern Quellen,
»Die aus des Lehrers Geist und reinem Sinn
»Des Wissens Durst in edler Leitung stillen.

»Heil euch! darum, — so fuhr ich fort —
Ihr Edlen,
»Die so für's Heil der künftigen Geschlechter,
»Für Staat und Jugendbildung kräftig wirken.
»Auch euch erfreue noch der Saaten Frucht,
»Die Ihr für ferne Zukunft ausgestreut
»Und gleich dem Weltgeist, im Verborgenen
»Der Menschheit bessre Zukunft still bereitet.

»Der Kirche gieb, o Genius des Jahres,
»Das Höchste, was den Christen adelt —
Duldung!

»Sie schenk' uns Liebe, schenk' uns Licht und Hoffnung.

»Dem Bürger gieb Gedeih'n in seinem Werke,
»Dem Handel Blüthe, nach so manchen Stürmen!
»Dem stillen, heiligen Familienkreise
»Vertrauen, Heil in Ehen und in Kindern;
»Und endlich streue, holder Götterknabe!
»Die reinsten Freuden, die dein Füllhorn beut,
»Auf alle Guten dieser schönen Erde,
»Die heisse Thränen still und heimlich trocknen,
»So manchen Jammer im Verborgnen mildern,
»So manches Weh' in Wonne schnell verwandeln.
»Bewustseyn sey ihr Lohn im Erdenwallen
»Und sanft ihr Heimgang in die schön're Welt.«

Auch meiner Sorgen Qualen wollt' ich jetzt
Vertrauensvoll dem holden Knaben klagen;
Da tönt' erst leis, dann laut und immer lauter

Verworrnes Rufen zum betäubten Ohr.
Horch! welch Getöse; — hundert Stimmen rufen
Heil, Heil dem neuen Jahre! Plötzlich ist
Der Götterknabe, Pfort' und Thal verschwunden
Und ich — bin in dem neuen Jahr' erwacht.

Poetische Epistel.

An einen Jugendfreund.

Nicht der Gewohnheit Macht, noch fremdes Feuer
Stimmt heute zu dem Aufflug mir die Leier,
Mein Herz ist's, das zu dichten mir gebeut:
Dir, Theurer! deinem holden Lebensbunde
Sey jetzt in dieser stillen, ernsten Stunde
Ein Wort der Wehmuth und der Lust geweiht.

Der Wehmuth? Ja! für euch, ihr Himmels-
träume
Des Jünglings, wo des Weltalls fernste
Räume
Die Phantasie durch Brüderwohl vereint.
Ach! in den schönsten Lebensaugenblicken
Ward einst von uns mit heiligem Entzücken
Der Traum geträumt, ergriffen und beweint.

Wir schwärmten; doch, so wie nur Bessre
schwärmen,
Die sich zur That an fremder Noth erwärmen,
Mit reinem Herzen und mit freiem Blick.
Wir wußten, was wir waren, was wir woll-
ten;
Daß wir dem Höchsten unsre Träume
zollten,
War unser Stolz, war unsres Daseyns
Glück.

Nicht zu genießen, nicht des Haufens Freu-
den
War unser Ziel, dem wir den Eifer weihten,
Ein höhrer Zweck beseelte unsre Brust.
Auch wir erkannten Posa's Ideale,
Auch wir durchbrachen kühn des Lebens
Schaale,
Der Zukunft Spiegel war uns Lohn und
Lust.

Daß dieser Göttertraum so schnell verschwun-
den,
Daß wir Gewährung hier noch nicht gefunden,
Zerstöhrt des Jünglings schönste Seligkeit;
Doch Mann und weiser Herrscher der Gefühle
Ringt er nach dem erreichbar — schönen Ziele,
Der Pflicht und reiner Menschlichkeit ge-
weiht.

Laß' uns nicht trauern, Theurer! ob dem
Bilde,

Das einst mit Himmelsgluth das Herz uns
füllte
Uud jetzt verkannt in schwarze Nacht versinkt;
Wem solche Bilder in der Seele glühen,
— Sey's auch, daß sie auf Erden schnell ver-
blühen —
Sie reifen dort, wo die Vollendung winkt.

Schön sind der Menschheit Loose dir gefallen,
Wir wollen froh die Rosenpfade wallen
Womit die Gottheit unser Leben schmückt;
Wer Gutes will, wird auch das
Gute finden,
Laß' uns der Häuslichkeit die Kränze winden,
Ihr, die am Ziel uns lächelt und beglückt.

Wohl hast du einen seltnen Kranz errungen,
Dir winkt von der Geliebten Arm umschlungen,
Ein Daseyn, werth der schönsten Ewigkeit;
Sie einigt mit des Geistes lichtem Strahle

Der Herzensbildung reinste Ideale,
Und beides Dir und deinem Glück geweiht.

Ist denn auch jene Kette nicht vorhanden,
Die uns mit des Gefühles Geisterbanden
Harmonisch an des Bundes Glieder reiht;
So sey dafür im engern, süßern Bunde
Am Arm der Gattin, jede Lebensstunde
Der Freundschaft und der Liebe Glück geweiht.

Heil darum Euch und eurer Bundesweihe!
Beglückt durch Einklang, Geist und Herzenstreue
Schließt Ihr der Liebe seligsten Verein.
O! möchtet Ihr in diesen schönen Stunden
Von Hymens jungen Freuden sanft umwunden,
Nur der Erinnrung Traum dem Freunde weih'n!

Auf Pfeffels Bild,

im Museum zu Frankfurt aufgestellt.

Zwar des äusseren Lichtes der Augen hast du
entbehret,
Aber durch inneren Glanz lohnt dir der
Pythische Gott.
Schlummert von Rasen bedeckt, auch längst
dein freundliches Antlitz,
Strahlet dein trefflicher Geist, fernen Jahr-
hunderten noch!

Blumenlied

der Tochter an die Mutter.

Bei des jungen Frühlings Glanze
Bring' ich, theure Mutter! hier
Duftend und zum schönsten Kranze
Floras süsse Kinder, Dir.
Wie die Blumen, schimmernd heute
Dir im Schmuck des Lenzes blüh'n
Sollen sie, als Bild der Freude
Immer deine Bahn umzieh'n.

Dieser Lilie zarte Weisse
Sey für mich der Jungfrau Bild
Und der Blume Deutung preise
Geist in Unschuld sanft gehüllt.
Jene Rose dort umwindet
Blühend, diesen Myrthenzweig;
Was dies Bild dem Herzen kündet,
Macht auch mich durch Liebe reich.

Hier dies Veilchen, wie bescheiden
Birgt es sich vor deinem Blick!
Schönes Sinnbild stiller Freuden,
Deutet es Familienglück;
Und dies Blümchen! Himmelsbläue
Schmückt den Kelch, der Blätter Licht,
Ach! es ruft mit heil'ger Treue
Stets Dir zu: **Vergiß mein nicht!**

Die Begrüßung.

Bruchstück eines didaktischen Gedichtes:

Frankfurt.

Dich singt mein Lied, erwählte Stadt der
Deutschen,
Die einst dem Thron der vaterländ'schen
Herrscher
Der ersten Weihe Kraft und Würde lieh.

Was du dem Vaterland in grauen Tagen
Der Vorzeit warst, das glüht lebendig noch
In der Erinn'rung rosenfarbnen Träumen
Und wundervoll erregts der Menschen Herz
Aus sicherm Port in halbenthüllte Fernen
Von dir, o Phantasie erhellt, zu blicken.

So wag' auch ich's, der Vorwelt dunkle Zeit
Vor Euren Augen magisch zu entfalten;
Der Krönung Pracht, der Kriege Schrek-
kensscenen,

Der Künstler Ruhm, der Messen froh Ge-
tümmel,
Der Jahreszeiten Lust und alte Sitte
In bunten Zügen kräftig Euch zu malen.

Ist mir es dann mit reger Lust gelungen
Im heitern Antlitz der Erinn'rung Lächeln,
Beim Blick auf diese Bilder Euch zu wecken,
Dann ist der schönste Lohn mir zugetheilt.

Der heiligen Bestimmung dir bewußt
Und stolz auf deines Strebens edlen Zweck,
Den alten Ruhm der Vaterstadt zu singen,
Beginn, o Muse, deinen kühnen Flug.

»Da liegt sie endlich, die so heiß Ersehnte,
»Umgürtet von des Maines gelben Wogen
»Und sanft geröthet von des Abends Glut.
»Da liegt sie, die des Lebens erste Freuden
»Der Jugend erste Seligkeit mir bot;
»Sie schloß in ihrer Mauern ernstes Dunkel

»Ach! alles, was mir theuer war auf Erden,
»Der Eltern graues Paar und die Geschwister,
»Der Freunde Kreis und theuere Verwandten.
»Willkommen mir, geliebte Vaterstadt!« —

So rief ich jauchzend aus des Wagens Enge
Und drückte meinen trefflichen Gefährten,
Den biedern Edmund, an mein klopfend Herz.
Er war ein Sprosse jenes tapfern Wrangels,
Der einst für Deutschlands Freiheit focht und siegte.
Gleich ihm erklimmte jetzt sein edler Enkel
In Sachsens Fluren kühn des Wissens Höhen,
Nach Geistesfreiheit ringend und nach Licht.

Die Krönungsstadt der römisch deutschen Herrscher,
Den Tummelplatz des vaterländ'schen Handels,
Das alte Frankenfurt in junger Schöne,
In frischer Kraft zu schauen, war er fern
Vom Norden bis zur Heimath mir gefolgt.

Kaum hatten wir das freundlich: schöne
Städtchen,
Das die Natur so mütterlich bedacht
Und das in seinem kleinen, stillen Kreise
So manchen Guten, manchen Weisen birgt,
Kaum hatten Offenbach wir schnell verlassen,
Da prangten schon in fernen, großen Reihen
Der Vaterstadt Palläste tief im Grund.

Wer malt die Glut, die aus dem Blick mir
stralte,
Als ich nach langer, langer Jahre Trennung
Die Herrliche zum erstenmal ersah.
Umkränzt vom Grün der schöngepflanzten Gär:
ten,
Von stolzen Villen, fruchtbarn Ländereien
Erschien sie uns im Flammengold des Abends
Und heiße Sehnsucht wogt' in meiner
Brust.

Im letzten Strahl des milden Mayentages
Entgleiten auf des Stromes Spiegelglätte

Der Flösse kleine Welt in langen Reihen
Und Fischerkähne zu dem Abendfang.

Jetzt waren wir auf vaterländ'schem Boden,
Uns winket schon das Schattengrün des Waldes,
Der freundlich sich ans nahe Dörfchen reiht.
Ich trieb beredt des Wagenführers Eile,
Es fliehen pfeilschnell Häuser, Bäume, Gegend
Und schon erblicken wir auf nahem Hügel
Der deutschen Ritter schön geleg'ne Mühle,
Von der ein Eden sich den Blicken zeigt.
Zu unsres Wagens Seite wandeln heimwärts
Der Vorstadt rauhe, kräftige Bewohner;
Noch fließt der Schweiß von ihren braunen Wangen,
Auf ihrer Schulter ruht das Feldgeräthe,
Sie kommen von dem Bau der fetten Fluren,
Die manch Erzeugniß edler Gattung liefern
Das Aug' und Gaumen reitzt und mild erquikt.

Begrüßt vom Purpurlicht der Abendsonne
Fuhr rasselnd jetzt der Wagen durch das Thor
Und uns umschloß das Weichbild Sachsen-
hausens.
Hier ruht an ihren Häusern froh gelagert
Der Männer Kreis in traulichen Gesprächen
Von Krieg und Frieden und des Weinstocks
Gaben;
Indeß der Knaben laute Schaar die Strassen
Mit lärmendem Getümmel schnell durchzieht.

Ein biedres Völkchen, alter Sachsen Enkel,
Die jener große Carl, von kleinem Eifer
Des Fanatismus angetrieben, fern
Vom Elbstrom an des Maines Ufer pflanzte.
Noch regt sich ihres Ursprungs Genius
Nach tausend Jahren in dem späten Sprossen
Und kündet einer fremden Herkunft Stamm.
Aus ernsten Zügen spricht der Kraft Gefühl,
Das schnell und lodernd, aber truglos sich
In Blick und Rede, wie im Handeln zeigt.

Vor vielem gilt der alten Sitte Recht,
Das streng sie, gleich des Glaubens Schatz
bewahren
Und keiner unbeschadet je verletzt;
Sie kennen nicht des Wortschmucks feine
Schlingen
Und sagen laut des Herzens inn're Meinung,
Die sie, wenns gilt, mit Gut und Blut
behaupten.
Ist aber in dem Glauben, wie im Wirken
Der Lehrer und der Freund bewährt erfun-
den,
Dann halten sie mit felsenfestem Sinn
Auf eines solchen Mannes Wort und Leben
Und selbst das Köstlichste ist nicht zu hoch
Für seine Wohlfahrt willig es zu geben.

O! seltner Geist der alten deutschen Treue,
Der einst vor allen Völkern unsers Bundes
Des Vaterlands Bewohnern hohen Werth
Und stolzen Ruhm im Herz der Edlen gab;

Du fliehst verkannt aus goldnen Prunkgemächern
Und bau'st in rohen, kräftigen Gemüthern
Dir für der Zukunft Dunkel, still Altäre,
Die deine Glut der bessern Nachwelt schirmen.

So sprach ich, als — die Mauern plötzlich schwinden
Und uns, umflossen von des Stromes Wogen,
Der schöngeformten Brücke Wölbung trägt.
Im Zauberlicht der Abenddämmerung
Und von des Stromes Nebel rings umduftet,
Verlieren sich der Häuser lange Reih'n
In schwankender Gestalt am Ufer hin,
Und Sternen gleich am blauen Horizont
Strahlt fernher Kerzenlicht aus den Gemächern,
Das sich im Wiederschein der Fluten spiegelt.

Vor allen aber strebet hoch empor
Des Domes Kreuz in ernster Majestät,
Und über seiner dunkeln Kuppel schwebt
Des Pfarrthurms braune, gothische Gestalt.

Wie ward mir, als ich jetzt allmählich näher
Der wohlbekannten theuern Stätte kam,
Wo mich des Lichtes goldner Himmelsstral
Im Mutterarm zum erstenmal umfing.
Wer ist es, dem ein fühlend, menschlich Herz
Im regen Busen ernst und freudig klopft,
Wer ist es, dem nicht die Erinnerung
An seiner frühen Kindheit schönen Traum,
An jene Blütenzeit der Jugendtage
Die weiche Seele mit Entzücken schwellt? —

O! du, der Kindheit stilles Blumenleben,
Ihr, Geister meiner frohen Jugendstunden,
Die in des Daseyns Festminuten mich
Mit der Erinn'rung Rosenglut umschweben,
Empfangt aus reinem kindlichem Gemüth
Des Mannes Dank für eure Seligkeit.

Aus jeder Wohnung, die vorüber flieht,
Winkt mir ein Geist geschiedner Stunden zu.
Durch jene Straße wandelte ich früh
Im Dämmerlicht des Morgens, mit Gespielen,

Der Nachbarn Knaben, unsrer Schule zu,
Und hier am Brunnen war der Sammelplatz,
Der bei der Heimkehr uns, am Winterabend
Zu Schlittenfahrt und Schneemann froh ver-
band.

Schon faßt mein Blick des nahen Hauses
Giebel,
Das meine Welt in frühen Tagen war;
Noch steht der Krämer hier mit weisser Mütze
Und grüßet freundlich die willkommnen Nach-
barn, —
Noch sitzt die Bäckerin am kleinen Fenster, —
Der Bretzeln wahrend und des Brodes Kauf;
Noch ist der Obststand an der Straßenecke
Mit goldnen Aepfeln, saft'gen Birn' vor-
handen,
Die oft mich reitzten, seltner mich erquickten;
Allein der Nachbarn wohlbekannte Züge,
Wie hatte sie des Alters Schnee gebleicht
Und sie, mit denen schon das Kind befreundet,

Sie starren fremd den Unbekannten an,
Entwachsen ist der Jüngling ihren Blicken.

Jetzt hält der Wagen an des Hauses Pforte;
Mit lautem Jubel stürzt der Diener Schaar
Aus des Gewölbes Räumen schnell hervor
Und heißt den Sohn im Vaterhaus willkommen.
Schon sammeln sich die jauchzenden Geschwister,
Den Brudernamen hundertfältig rufend,
Sie fassen rings mich an Gewand und Armen
Und ziehen im Triumphe mich empor. —

Da, — Heil der seligen Erinnerung,
— Da eilt dem Sohn, der Eltern graues Paar
Mit zitternd ausgestrecktem Arm entgegen.
Verklärung strahlet aus den theuern Mienen,
Und an das Vaterherz sinkt der Beglückte
Und in den Mutterarmen weinet er
Des heiligsten Entzückens Wonnethränen.

Lebensgenuß.

Wie man das Leben genießt? Ach! tausend Stimmen erschallen;
Lärmend schwatzen sie dir ewig von Lebensgenuß.
Dennoch ist tönendes Erz ihr Pathos und keiner versteht es
Dir zu sagen, wie du glücklich zu leben vermagst.
Zenos Jünger, ein Greis mit ernster, grämlicher Miene
Donnert des Meisters Gebot: »duld' und entbehre!« dir zu;
Rosenumkränzt reicht dort Anakreon trunken den Becher,
Frisch wie Hebe, kredenzt ihm ein Mädchen den Wein.
Aber die Stoa nicht, noch Bachus und Kyprias Gaben
Weihen zur heiligen Kunst: glücklich zu leben, dich ein;

Nur, wann im schönen Verein Hygea und
Pallas dich schirmen,
Wandelt im sicher'n Geleit glücklich zum Ziele
dein Fuß.
An der Schwelle des Tempels, der würdig
zu leben, dich lehret,
Winkt zum sokratischen Mahl lächelnd Aspa-
sias Freund;
Sieh' wie der göttliche Lehrer im Bund mit
Uranias Schöne,
Wechselnd in Geist und in Form, duftende
Blüthen dir bricht.
Nippend am Freudenpokal, doch nie bis
zum Boden ihn leerend,
Deutet der Weise die Kunst — glücklich zu
leben, im Bild.

Aufgegebene Devisen,

Lidien übersendet.

1.

Die Halskette.

Nimm, o Theure! dies Kleinod, als Sinnbild des glücklichen Bundes,
Welcher, verschlungen mit Dir, freundlich durchs Leben uns führt.

2.

Der Schwan, das Symbol der Reinheit.

Kindlichkeit des Gemüths und Herzensreinheit, ihr Holden,
Dreimal selig die Brust, die ihr zum Thron euch erwählt!
Wenn auch Mißgunst und Haß das schuldlose Leben dir trüben,
Durch das eigene Herz trittst du gereinigt hervor.

3.

Das Ehepaar.

Willst Du das Höchste ergründen, Dir
deutet es glückliche Liebe,
Welche den Gatten gleich Dir, heiligt, begeistert und schmückt.

4.

Die Gattin an der Wiege.

Für die Welt, da wirket der Mann, die
Gattin im Hause;
Nur daß der engere Kreis schönere Früchte
Dir beut.
Selig, wer gleich Dir, die Welt im Kreise
des Hauses
Und den Himmel im Arm glücklicher Liebe
genießt.

5.

Die Göttin der Freundschaft.

Heiliger Schatten, verbannt durch die Beschwörung des Haufens,
Komm in der Besseren Kreis heute versöhnt uns zurück;
Von der Freundin erwählt, sollst Du die Glücklichen kränzen,
Bis du zur schöneren Welt öffnest die rosige Bahn.

Huldigung.

Nicht das Formenspiel nur, der Reichthum des schönen Gemüthes
Ziehet den Besseren schnell zu dem Verwandten empor;
Aber, wo liebliche Form mit Geist und Empfindung sich gattet,
Huldigt der Sänger beglückt, dann der Vollendung Triumph.

Charaden und Logogryphe.

Charade

an eine junge Freundin.

Das erste Sylbenpaar erschließt zur Freude,
Zum bunten Spiel des Lebens, dir das Thor
Und an des Freundes, an des Gatten Seite
Spricht es als Pflicht zum Herzen, wie zum Ohr.
Der Tonkunst Meister nennt die dritte dir.
Dem Orpheus gleich, entlockt' er einst den
Saiten
Durch süssen Klang, am tönenden Klavier,
Gefühl für Menschenglück und Menschenleiden
Und ewig glänzt sein Name wie sein Ruhm
In Phöbus und der Musen Heiligthum.

Im Ganzen thront am gelben Mainesstrande
Ein Fürstenpaar, der Unterthanen Glück.
Der Gottheit Seegen ruht auf jenem Lande
Und Seegen spendet dieses Paares Blick.

Willst du dein Leben glücklich einst genießen,
So mußt du dich an jene Guten schließen,
Die dort im schönen, geistigen Verein
Der Tonkunst sich und edler Freude weih'n.

Logogryph.

Vorwärts gelesen, erschein ich Dir als
täuschender Körper,
Welcher die Ferne verhüllt und Dich in
Dämmrung begräbt;
Rückwärts gelesen, bin ich die Hauptbe-
dingung des Wirkens
Ach! und von ersterem doch immer das tref-
fendste Bild.
Nur, wann einst Vorwärts und Rückwärts
in himmlische Klarheit verrinnen,
Strahlet dem forschenden Geist truglos der
Menschen Geschick.

Logogryph.

Soll man Dich, oft besungnes, oft ge-
schmähtes Wesen
Sogar verblümt in Logogryphen lesen?
Herab das Haupt, das manchem Krösus
gleicht
Und laut der Fabel, nicht dem Golde weicht!
Laß mich gedoppelt es an Leib und Schweif
Dir binden
Und alle Niedrigkeit wird plötzlich von dir
-schwinden;
Ich finde dann in dir, was uns allein er-
hebt
Und über Zeit und Grab ins Reich der Gei-
ster schwebt.

Charade.

Die erste von drei Sylben ist
Ein neu'rer Dichter, doch kein Christ;
Ja! selbst vernunftlos quillt aus ihr
Ein Born von süsser Nahrung, dir.
Die beiden andern Sylben geben
So manche Lust dem Jugendleben.
Ein Pärchen, schüchtern und verlegen,
Kommt hier sich froh und frei entgegen
Und wiegt sich unter buntem Schwarm
In holder Liebe weichem Arm.
Das Ganze zieht den fernen Sinn
Mit Wunderkraft zur Heimath hin
Und regt mit seinen milden Tönen
Zum Vaterland das heisse Sehnen.

Charade.

Die erste Sylbe giebt allein dir Adel
Im Staate, mehr noch in der Sittenwelt
Und ohne sie trifft Dich der Bessern Tadel,
Bist zwecklos du dem Thiere gleichgestellt.
Die beiden andern Sylben gaben
So manchem Großen, was wir haben
Ein festes Daseyn, selbst die Zeit
Scheut ihrer Werke Festigkeit.
Des Ganzen Sinn und Deutung zu ent-
falten,
Vermag ich nicht, um treu mein Wort zu
halten,
Doch, siehst du einen Mann, der gern die
Klage stillt
Und im Verborg'nen hilft, wo Thränen fließen,
So kannst du auf des Ganzen Deutung
schließen
Und leicht ist Dir der Name dann enthüllt.

Logogryph.

Vier Zeichen bilden mich;
Durch sie beglück' ich Dich
Im Leben und im Spiel;
Doch öfter ist dein Tausch
Nach kurzem Wonnerausch
Der Reue Qualgefühl.
Das Schönste, was die Welt
Dem Herzen dargestellt
Fasst dieses Wortes Raum;
Doch, nach beglücktem Traum
Verkehre die drei ersten Zeichen
Und sieh' dein Spielwerk dann erbleichen.
Es übt das neu gefund'ne Wort
Am alten, längst gewohnten Mord
Und nach genoß'nem schnöden Raub,
Zerfallen Alt und Neu in Staub.

Charade.

Bild des Unendlichen ist von dreien, die
erste der Sylben;
Heil dem Liebenden, der sanft an den ande:
ren ruht!
Angstvoll strebet der Schiffer und mühsam,
das Ganze zu finden,
Wann ein nahender Sturm drohet dem
Schiffe Gefahr.

Logogryph.

Anida.

Ewig jung und doch die älteste Schöpfung
der Griechen,
Werd' ich öfter von Dir innig gefühlt als er:
erblickt.
Wandle das Haupt mir zum Fuß, nnd in
dem Zauber Aurorens,
Strahlet dem trunkenen Blick, Ida! dein
liebliches Bild.

Charade.

Wann in den letzten zwey Sylben dir
einst die Geliebte begegnet
Und mit trunkenem Blick innige Liebe dir
schwört;
O! dann versuche getrost, was die ersten
zwey Sylben dir deuten
Und auf hohem Olymp neiden die Götter
dein Glück.
Längst schon hat uns das Ganze in treff-
lichen Liedern gesungen,
Wie die Liebe den Geist über das Schicksal
erhebt.

Auflösung der Charaden und Logogryphe.

1 Offenbach. 2 Nebel. Leben. 3 Esel. Seele. 4 Kuh-reigen. 5 Frei-maurer. 6 Dame. Made. 7 Meer-busen. 8 Eros. Rose. 9 Rose-garten.

Gedruckt bei H. G. Hauch in Offenbach.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. HEINRIC
Buchbindere
Rotenburg/

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friederich, Gerhard,

Libellen

Frankfurt a. M. 1814
P.o.germ. 399 ht
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108288-9